

Biogr.
8262

Bröger:

826^s

(Müller, Jül.)

Opf. 11/2

ANSTREICHG.

29.10.92



<36603060380010

<36603060380010

Bayer. Staatsbibliothek

D. Julius Müller.

Mittheilungen aus seinem Leben,

aufgezeichnet durch

D. Leopold Schulke,

General-Superintendent.

(Separat-Abdruck aus der „Neuen Preuss. Zeitung“.)

Bremen, 1879.

C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.



Durch den am 27. Septbr. v. J. erfolgten Heimgang des Professors D. Julius Müller in Halle ist der evangelischen Kirche und Theologie ein Mann entrissen, dessen Geistesarbeit durch Wort und That in die religiöse Entwicklung unsrer Zeit so tief mit eingegriffen hat, daß, wenn es auch noch nicht möglich ist, die volle Bedeutung seines akademischen und kirchlichen Wirkens ins Licht zu stellen, doch wenigstens eine Skizze seines Lebens schon jetzt auf eine freundliche Aufnahme hoffen darf.

Die nachfolgenden Mittheilungen, die ich zuerst in der Sonntagsbeilage der „Neuen Preuß. Zeitung“ veröffentlichte und hiermit, mehrfachen Wünschen entsprechend, einem weiteren Leserkreise darbiere, bezwecken denn auch weder eine eingehendere Charakteristik des theuren Vollen deten, noch eine Darstellung seiner Theologie; sie wollen nur mit wenigen Grundstrichen biographisch Dasjenige ergänzen, was nach jenen beiden Seiten hin, theils an seinem Grabe, theils auf seinem Katheder oder sonst, durch Freundesmund bereits zu seinem Gedächtniß gesagt ist. Namentlich aber lag mir daran, den noch weniger bekannten Gang seiner inneren Entwicklung, wie er mir selbst erst durch den Einblick in seine hinterlassenen Papiere klar und lebendig geworden ist, seinen zahlreichen Schülern und Verehrern darzustellen.

Es war mir eine Freude und ein Gewinn, daß eine unfreiwillige, vom Herrn mir auferlegte Mußezeit mich in den Stand setzte, dem geliebten Vater dies schlichte Denkmal zu widmen und dadurch einen kleinen Theil der Dankeschuld abzutragen, die ich dereinst in die Ewigkeit mit hinübernehme.

Julius Müller, geboren in Brieg am 10. April 1801, ein Sohn des zu Ohlau nach mehr als sechszigjähriger Amtsdauer verstorbenen Superintendenten Dr. th. Karl Daniel Müller, war — neben einer jetzt noch lebenden hochbetagten Schwester — der mittlere unter drei Brüdern, von denen der älteste: Karl Otfried, der berühmte Alterthumsforscher, 1840 in Athen seinen archäologischen Studien zum Opfer fiel, der jüngste: Eduard, zuletzt Gymnasialdirector in Liegnitz, vor wenigen Jahren verstarb; beide ihm eng und innerlich bis an ihr Ende verbunden, während es dem älteren gegeben war, auch äußerlich entscheidend in seinen Lebensgang einzugreifen. In dem Pfarrhause, von welchem einst so viel schöpferische Kraft mit diesen Söhnen ausgehen sollte, waltete der Geist patriarchalischer Frömmigkeit. Der Vater: eine geistig vornehme, still in sich gefehrte, beschauliche Natur, von fast weiblicher Zartheit; die Mutter dagegen rasch und energisch, in ihrem sorglichen Familiensinn durch große Lebensflugheit und praktische Umsicht unterstützt, — ergänzten sie sich beide in glücklichster Harmonie zu einem wahrhaft gesegneten Familienleben, beide von ihren Kindern

bis ins späteste Alter mit unbegrenzter Pietät und Verehrung getragen.

Die Zeit war schwer und trübe, in welche die erste Ausbildung der Söhne fiel; doppelt schwer für den Geistlichen einer Stadt wie Ohlau, der es an höheren Schulen fehlte; und so haben auch die Söhne selbst erfahren müssen, wie es dem Manne gut ist, daß er das Joch in seiner Jugend trage. Für Julius aber gab es noch manche besondere Verleugnung. Seit seinem dreizehnten Jahre auf dem Brieger Gymnasium, wo er an dem trefflichen Rector Schmieder und namentlich an Professor Matthiſſon einen väterlichen Freund gefunden, hatte er in schnellem Laufe bereits die Klassen bis zur Prima durchschritten, als ihn plötzlich, sehr schmerzlicher Weise, der Wille des Vaters von der Schule zurückrief und ihn, weil er zum Studiren zu gebrechlich sei, für irgend eine praktische Thätigkeit bestimmte. In erster Reihe wurde an das Postfach gedacht. Es schien, als sollte der Unfall, der ihm einst in früher Kindheit ein Auge gekostet und ihm schon seine Jugendzeit so mannichfach getrübt hatte, auch noch für die spätere Gestaltung seines Lebens verhängnißvoll werden. Infolge der dringenden Vorstellungen seiner Lehrer gelang es jedoch, den väterlichen Beschluß rückgängig zu machen: er durfte Ostern 1819 die Universität Breslau beziehen, um sich, dem Wunsche der Eltern gemäß, dem Studium der Rechte zu widmen.

Die Auswahl seiner ersten Vorlesungen zeigt, wie sehr er über seinen innersten Beruf noch im Unklaren war. Neben Zachariae's Institutionen, dem einzigen juristischen Colleg, hörte er Theosophie bei

Thilo, Einleitung ins Studium der Geschichte bei Wachler, physikalische Geographie bei Heinrich Steffens, tastend noch und suchend, wo er festen Fuß fasse; nur das wußten seine Freunde, daß er sich früh mit seinem Fachstudium im inneren Conflict befand, und daß seine träumerische, ins Bilderreich der Romantik eingetauchte Seele nach einer Welt der höheren Ziele und Interessen sich sehnte. Aber dies noch im Dämmerlicht gebundene Innenleben hält ihn von rüstiger Arbeit nicht ab. Schon an der Schwelle des Trienniums gewinnt er mit einer Abhandlung „über das Verhältniß von Naturrecht und positivem Recht“ den philosophischen Preis; dabei studirt er gewissenhaft an corpus juris und Pandecten, muß mit Privatstunden sich einen Theil seines Lebensunterhaltes verschaffen, und besorgt nebenher noch die Correctur des Erstlingswerkes, mit welchem sein bald berühmter Bruder die literarische Laufbahn soeben kühn betritt.

Karl Dtfried, der erst einundzwanzigjährige, lehrte seit Anfang 1818 am Breslauer Gymnasium, Griechisch, Lateinisch und Deutsch in den oberen Klassen; und was konnte dem jungen Studenten, bei seiner schüchternen, zurückhaltenden Natur, willkommener sein, als diese Nähe des geliebten Bruders! Ein tiefer Zug der Verehrung fesselte ihn ja an Dtfried. Obwohl an Forschungstrieb und Schärfe des Gedankens demselben nicht nachstehend, an speculativer Begabung ihm vielleicht sogar überlegen, hat er doch immer, und schon damals, zu des Bruders sprudelnder Genialität, zu der Umfassungskraft und Kühnheit seiner Combinationen, wie zu der productiven Leichtigkeit seines Schaffens bewundernd hinaufgesehen. Es war derselbe Zug, der

ihn, als Otfried — Michaelis 1819 — in Göttingen den akademischen Lehrstuhl bestiegen hatte, nicht lange darauf bewog, Breslau zu verlassen und dem Bruder nachzuziehen: Herbst 1820.

Aber hier in Göttingen war es, wo ein Stärkerer über ihn kommen sollte. Noch kurz zuvor hatte sich ihm in Dresden, wo die Brüder auf ihrer gemeinschaftlichen Reise einige Tage verweilten, eine neue Welt in den dortigen Kunstschätzen erschlossen; mit den interessantesten Männern war er in persönliche Berührung getreten, namentlich auch mit Ludw. Tieck, — und wir können die Begeisterung verstehen, die der Meister der Romantik in dem Jüngling zurückließ; — dann, noch von diesen Eindrücken bewegt, sah er sich durch Otfrieds Vermittelung in einen Freundeskreis aufgenommen, der durch die geistige Bedeutung der Glieder, durch die Mannichfaltigkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen, wie durch die ungezwungene Form des Verkehrs ihn aufs lebendigste fesseln mußte: — um eben diese Zeit, mitten in dieser Fülle neuer geistiger Anregungen ergriff ihn die Gnade des Herrn und zeigte ihm in der Einfalt des Evangeliums den Quell, aus dem die wahre Weisheit und alles Genüge allein entströmt.

„Ich war“, so schreibt er in einem vor uns liegenden, lateinisch verfaßten Aufsatz, „ich war schon lange in meinem Gemüth von innerer Unruhe geängstet; wo ich ging und stand, hatte ich vergebens nach einem Gut gesucht, das fest und bleibend, über den Eitelkeiten erhaben wäre, von denen ich mich umgeben sah und die in der Zeiten schneller Flucht

! X

dem innersten Sehnen des Herzens nicht genügen können. Tief in meinem Geiste schwebte mir ein dunkles Bild des göttlichen Lebens vor, aber ich konnte sein Wesen nicht erkennen; nur dies war mir gewiß, daß es von der gegenwärtigen Gestalt meines inneren Lebens gänzlich verschieden sein müsse; um es mit Einem Worte zu sagen: ich kannte nicht die göttliche, seligmachende Kraft des Christenthums. Diese Angst, diese Sehnsucht verzehrte mich bereits seit meinem 16. Lebensjahre ohne Aufhören; durch keine historischen, durch keine philosophischen Studien konnte sie überwunden oder auch nur gemildert werden; vielmehr war sie mit den wachsenden Jahren selbst nur gewachsen, bis ich nach Göttingen kam und hier zum ersten Mal von der göttlichen Kraft des Evangeliums im innersten Gemüth ergriffen, den seligen Frieden fand, den Christus allein geben kann und verheißsen hat denen, die ihn suchen.“

Was diese Wendung in seinem inneren Leben gerade dort herbeigeführt, läßt sich nicht erkennen. „Der Geist weht, wo er will und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt.“ Doch geht aus den Briefen, in denen der begnadigte Sohn dem Vater sein Herz darüber öffnete (Decbr. 1820) so viel hervor, daß eine tiefe schonungslose Selbstprüfung die sittliche Wurzel jener Erfahrungen gewesen, und daß Gott bei der Genesung seiner Seele sich keines einzelnen menschlichen Werkzeugs als Mittel bedient hatte.

Unmittelbar mit dieser Erweckung zu einem neuen Leben, war es ihm gewiß geworden, daß er zum Theologen berufen sei; auch die äußeren und inneren Bedenken, auf die er bei den Eltern deswegen stieß, ja selbst die anfänglichen Verkennungen, wie weh sie ihm auch thaten, konnten ihn darin nicht irren. Nur noch dem Namen nach der juristischen Facultät zugeschrieben, benutzte er den Rest des Wintersemesters, theils um die classischen Studien bei seinem Bruder fortzusetzen (Tacitus, griechische Alterthümer), theils um gleichzeitig zwei Preisaufgaben: eine theologische, bestehend in einer Predigt, und eine juristische über „den Wucherhaß und seine Geschichte“, mit Ehren zu lösen, und trat dann, nach glücklich erlangter Zustimmung des Vaters, zur Theologie über: Oftern 1821.

Er ahnte nicht, wie tiefe Kämpfe in diesem Hafen, noch in Göttingen seiner warteten! Zwar in seiner Herzenserneuerung war nichts Sprunghaftes, nichts künstlich Gemachtes gewesen; eine Gewißheit von der seligmachenden Gnade Gottes, wie er sie erfahren, mußte ihm ein göttliches Unterpfand für's ganze Leben bleiben; sie konnte nur, wie die Sonne hinter Wolken, sich eine Zeitlang ihm wieder verhüllen. Aber diese Zeiten kamen auch, und kein Ernst des sittlichen Ringens, keine Mühe des wissenschaftlichen Forschens, auch keine Gebetsgemeinschaft mit vertrauten Freunden (Neumann, Frohböck) vermochte ihm die Anfechtung des Zweifels zu ersparen. Am wenigsten freilich war eine Theologie hierzu im Stande, wie er sie in Plank's (des Aelteren) Dogmatik und Kirchengeschichte, in Eichhorn's paulinischen Briefen, in Plank's (des Jüngeren) neutestamentlicher Einleitung, in Stäudlin's Metho-

dologie und Potts Psalmen gefunden; eine Theologie, die seinem forschenden Geist kein Genüge, geschweige seiner Seele eine Befestigung gewährte. Dennoch ist er weit entfernt, die Schuld an seinen Kämpfen diesen Männern aufzubürden, sondern greift auch hier auf sein eigenes Herz zurück. „Weil ich“ — sagt er in jenem Aufsatz — „die Grenzen des menschlichen Erkennens so weit verengte, als müsse dasselbe der göttlichen Offenbarung nothwendig widersprechen, ja als sei die Vernunft in göttlichen Dingen vollkommen werthlos und nur das fromme Gefühl alleiniges religiöses Organ, so konnte es nicht ausbleiben, daß, als die erste Wärme dieses Gefühls allmählich nachzulassen anfang, sofort auch die alten Zweifel mit erneuter Macht in meine Seele zogen. Nicht allzu lange, und von dem Tempel, den ich mir gebaut, war nur ein armer Trümmerhaufe übrig; selbst was ich als religiöse Tradition aus meiner Kindheit mitgenommen, entchwand mir; schon begann ein Widerwille vor der Theologie sich meiner zu bemächtigen; ich warf mich auf die neuesten philosophischen Systeme, und das mit einem Eifer, mit einem alle Schranken der Erkenntniß verachtenden Ungestüm, daß mir nicht nur der Glaube an Christum, sondern auch der Glaube an Gott verloren zu gehen drohte.“

Erst in Breslau, wohin er Ostern 1822 zurückgekehrt war, trat eine Stille nach diesen Kämpfen ein, ja eine beginnende Klärung in den noch gährenden Gedanken. Hier wehte doch theologische und kirchliche Luft, wie er sie brauchte. Er hörte (neben einem Cursus im Sanskrit) die Ethik bei G a ß, Kirchengeschichte und Johannes-Evangelium bei S c h e i b e l, Hodegetik

und Naturphilosophie bei Steffens, trat dann im Herbst auch als Mitglied ins theologische Seminar. Was aber fördernder noch auf ihn wirkte, war der persönliche Verkehr und Austausch, der ihn mit den beiden letztgenannten Männern verband. „In jenem Sommer begann ich endlich klarer zu erkennen, warum in der Philosophie kein Heil noch Halt gegeben ist, nämlich weil sie ein göttliches Leben uns nicht einzupflanzen vermag; und ich kehrte zur Quelle des Lebens zurück, aufs neue Frieden und Seligkeit aus ihr zu schöpfen. Aber ich wußte jetzt auch, daß die von Gott geoffenbarte Weisheit nicht das Gefühl allein, sondern den ganzen Menschen erfassen will.“ Wie viel zu diesem neuen Anlauf, zu dieser lebendigen Versenkung ins Schriftwort ihm Scheibel und Steffens — wenngleich beide auf so verschiedenen Wegen — geholfen, das hat er oft dankbar bekant. Scheibels Schwerpunkt, von den nachherigen kirchlichen Kämpfen noch unbeeinflusst, lag damals ganz in der pastoralen Arbeit. „Ich gestehe“, so hat Steffens von ihm geurtheilt, „nie einen Prediger gehört zu haben, der, wenn er auf der Kanzel erschien, so ganz von seinem Gegenstand wie geheiligt und verklärt war. Wenn er vom Glauben an die Liebe, von dem Heiland sprach, so war es, als redete er nicht allein von einer andern Welt, sondern aus einer andern Welt“. Mit dem Feuergeist seines Wortes, mit der Glaubensgewißheit, die ihn erfüllte, bildete Scheibel für die tiefer angeregten Seelen den lebendigen Mittel- und Sammelpunkt; und in eben diesem Kreise, zu dem vornehmlich auch

das von der Gröbensch'schen Haus gehörte, war der ernste, suchende Jüngling bald ein eben so gern gesehener Gast, wie er selbst sich wohl darin fühlte. Näher aber noch gestaltete sich sein Verhältniß zu Steffens. Bis zu welchem Grade der Vertrautheit, davon mag eine Probe hier Erwähnung finden. Der tiefsinnige Norweger war in jener Zeit damit beschäftigt, im strengsten Incognito eine Schrift gegen sich selbst zu schreiben; er brauchte dazu der stilisirenden, überarbeitenden Hand, die seine Autorschaft vor dem Publicum verschleiern, und zugleich die Dunkelheiten und Härten seiner Feder mildern könnte; Müller war es, dessen er sich dazu bediente. Auch als sich die Herausgabe des Buches schließlich zerschlug, leistete er ihm bei einer Abhandlung „über das Verhältniß von Theologie und Religion“ denselben Dienst. Es scheint, daß unter Steffens's Schriften besonders eine von Einfluß auf ihn gewesen ist; wenigstens gedachte er noch in späten Jahren wiederholt des Eindrucks, den er von ihr empfangen: die „Caricaturen des Heiligsten“. Sehr begreiflich; denn ein Versuch wie dieser, gegenüber den einseitigen Zerrbildern der Wahrheit, die scheinbar klaffenden Gegensätze des Lebens zur höheren Einheit harmonisch zusammenzufassen und in dieser lebendigen Einheit erst die Fülle der Wahrheit nachzuweisen, — ein solcher Versuch schlug eine Saite an, die in Müller's Geist voll und ganz widerklingen mußte. War es doch die Versöhnung von Glauben und Wissen, von Gefühl und Erkenntniß, von Gebundenheit und Freiheit, was seinem theologischen Ringen schon jetzt als Ziel und schönster Kampfspreis vorschwebte!

Er fränkelte während dieser Zeit viel, auch eine

Brunnenfur in Gudova hatte ihm die erwünschte Stärkung nicht gebracht; allein „das Vorurtheil, daß man gesund sein müsse, um fleißig zu sein“, lag bereits hinter ihm. Die Breslauer Freunde drängten zur akademischen Laufbahn. Er selbst, wiewohl hierzu noch keineswegs entschlossen, wollte wenigstens nicht anders, als mit der vollen wissenschaftlichen Waffenrüstung angethan, den amtlichen Lauf antreten, wohin es Gott dann auch gefallen möge, ihn zu senden. Nirgend aber, das war ihm gewiß, werde er einen besseren Abschluß seiner Vorbereitung dazu finden, als in Berlin, und so tritt er dort — Ostern 1823 — das letzte seiner Lehrjahre an, ein Jahr, das für sein inneres Wachsthum ihm in der That mehr, als irgend ein anderes eintragen sollte.

Denn hier befestigte sich die Freundschaft, die ihn von da ab sein ganzes Leben hindurch segnend begleitet hat: mit seinem Tholuck; hier empfing sein biblisches Denken und Forschen durch Meander die Richtung, der er in allem Wesentlichen bis ans Ende treu geblieben; unter dem erwärmenden Umgang mit Lebenszeugen, wie Kotlitz, durfte sein Glaube hier die letzten Zweifel nieder kämpfen; hier endlich fand er in Friedrich Strauß einen geistlichen Vater und zugleich den Meister in seelsorgerlicher und homiletischer Praxis, der über seine nächste Zukunft und deren pastorale Aufgaben entschied. Schon aus den Namen, die wir genannt, leuchtet etwas von jenem kirchlichen und religiösen Ringen und Regen, das seit den Freiheitskriegen die Hauptstadt mit seinem frischen Wellenschlag erfüllte, und das wir hier nicht erst zu schildern brauchen. Die Kämpfe freilich, die gerade in jenem

Sommer die Geister in Spannung hielten, — es handelte sich um Einführung der Liturgie, — lagen Müller jetzt noch zu fern. Auch die Händel, die zwischen den gefeiertsten Geistesheroen der Residenz, zwischen Schleiermacher und Hegel, sich abspielten, ließen ihn im Grunde unberührt; denn der Standpunkt des einen wie der des andern war ihm schon jetzt innerlich fremd. Seine Welt war eben ganz die Welt der göttlichen Geheimnisse, nicht die er schaffend erst in seinem Geist zu construiren hätte, sondern die geoffenbarte, in die er glaubend und erkennend sich einleben wollte; und bessere, treuere Führer, als die ihm Gott in den erstgenannten Männern dargeboten, konnte er auf diesem Wege nicht finden. Was Tholuck betrifft, so würde man seinen damaligen Einfluß auf den Freund allerdings überschätzen, wenn man die tiefen religiösen Impulse, die von ihm ausgingen, schon als maßgebend für Müllers theologische Entwicklung betrachten wollte. Der letztere hat ihm zwar noch am Abend seines Lebens das schöne Denkmal gesetzt, daß Tholuck es gewesen, der ihn auf den sittlichen Geist des Christenthums hingewiesen und hiedurch befestigend auf ihn eingewirkt habe; und auch im Einzelnen wird man die Anregungen, die er „zu den Füßen“ des eben so grundgelehrten wie frommen Freundes fand, nicht gering anschlagen können. Aber die Freunde, die sich in ihrem Glaubensleben so tief berührten und einander mit ihren Gaben dienen durften, gingen doch, nach ihrer scharf ausgeprägten Individualität, auf dem Gebiet der Wissenschaft ein jeder seinen Weg. „So lieb wir uns sonst haben,“ schreibt Müller im Jahre 1823, „so grundverschieden ist unsere Theologie, und so lebhaft muß ich ihm hier in vielen

Hauptpunkten widersprechen; ich kann mir von seiner Wissenschaft nur wenig assimiliren.“ Was er an Objectivität der geschichtlichen Forschung, an Strenge des Gedankens, an Einfachheit und Bestimmtheit der biblischen Auslegung noch bei ihm vermißte, das war es eben, was ihn in seinen Studien immer wieder in Neanders Bahnen zog. Nichts kann schlichter und doch wahrer das Ideal bezeichnen, dem dieser große Theologe nachjagte, als wie er sich (in einem Briefe aus späterer Zeit) zu Müller ausspricht: „Aus den frischen Quellen des göttlichen Wortes muß, vermittelt einer lebendigen christlichen Erfahrung und gesunder Beobachtung der menschlichen Natur und der Geschichte, eine neue, keusche, nüchterne und demüthige Theologie entspringen.“ Vier Grundpfeiler heiliger Wissenschaft: Biblicität, gläubige Erfahrung, seelenkundiger Blick, geschichtlicher Sinn, und als krönender Schlußstein des Gebäudes: eine demüthige Theologie, — auf eben diesem Grunde bauend hat nicht bloß der Jüngling, sondern auch der gereifte Theologe sich mit Vorliebe und Dankbarkeit als einen Schüler Neanders bekannt. Nur Einer noch konnte sich in dieser Zeit, an Einfluß auf ihn, mit jenen beiden messen: der verewigte Oberhofprediger Strauß. Durch Tholuck warm an ihn empfohlen, war Müller, wie er selbst sagt, dennoch mit einem gewissen Vorurtheil an den berühmten Geistlichen herangetreten, auch wohl nicht ohne alle Schüchternheit; aber wenn diese Scheu bald vor der lebenswürdigen, zuvorkommenden Freundlichkeit des Mannes gewichen war, so hatte sich das Vorurtheil fast eben so schnell in eine tiefe Bewunderung seiner praktischen Gaben, wie seiner theologischen Bedeutung verwandelt. Uns, die wir den-

selben auf der Höhe seines Ruhms nicht mehr gesehen, mag dies vielleicht fremd erscheinen, — obwohl doch auch in späterer Zeit, z. B. an Meanders Sarge, die ergreifende Gewalt seiner Beredsamkeit noch an die Fülle früherer Kraft erinnern konnte. In den Briefen aus jener Zeit aber spricht Müller es wiederholt und begeistert aus, wie ihn die Kraft der Gedanken, die Tiefe der christlichen Erfahrung und die kindliche Glaubensinnigkeit in den Predigten des gefeierten Mannes immer aufs neue fessle. Und seine Zuneigung wurde lebhaft erwidert. Bald hatte sich ein nahe, herzliches Verhältniß zwischen beiden angeknüpft. Im Hause, auf Spaziergängen, fast täglich durfte der Jüngling in des väterlichen Freundes Nähe sein und von ihm lernen. Der Ertrag dieses Umgangs aber war mindestens nach Einer Seite hin ein bedeutsamer: wie sehr auch Tholuck, Meander und mit ihnen hohe Gönner sich mühten, ihn für die akademische Laufbahn zu gewinnen, man darf es Strauß und seinem Einfluß zuschreiben, daß Müller diesem Drängen widerstand und nunmehr am Ende seiner Universitätszeit mit sich darüber im Reinen war, daß der Eintritt ins praktische Amt zunächst der gewiesene Weg Gottes für ihn sei.

Wir können nicht umhin, an diesem Wendepunkt seines Lebens noch einmal in seine innerste Herzensstellung einen Blick zu thun, wie ihn ein Brief aus jener Zeit uns öffnet. Bei den Einzugsfeierlichkeiten zu Ehren des Kronprinzen und seiner jungen Gemahlin (im Spätherbst 1823) ereignete sich bekanntlich der erschütternde Unfall, daß über dem Drängen der Volksmenge das Geländer der Schloßbrücke einbrach und

Viele ihren Tod in den Wellen fanden. Unter den Geretteten, die auf der Brücke dem nahen Tode entgingen, war auch Julius Müller. Er schreibt darüber an seine Eltern: „Als ich das Geschrei der Sterbenden um mich herum vernahm und die Leute von der Brücke auf die Schiffe springen sah, erfaßte mich allerdings auf einen Augenblick der Schrecken des nahen Todes, denn meine Brust war so gepreßt, daß ich nicht Athem holen konnte; dann ergriff mich schmerzlich der Gedanke an meine theuren Eltern . . .; als ich aber das Allernächste that, nämlich meine Seele Gott übergab, der mit ihr nach Seinem Wohlgefallen schalten möchte, so war im Augenblick alle Angst ausgelöscht und selige Ruhe senkte sich in mein Herz. Als mich nun Seine Gnade völlig unbeschädigt hinausgeführt hatte, so mußte ich Ihm noch besonders danken, daß er mir Gelegenheit gegeben, die unbeschreibliche Seligkeit der völligen Uebergabe der Seele an Ihn in der entscheidenden Stunde zu erfahren, und wie der Tod keine Schrecken mehr hat für Den, der den Grund seiner Hoffnung in Christo gefunden hat und die Herrlichkeit ahnt, die dem befreiten Geist beschieden ist.“

Mit diesem Bekenntniß nimmt Müller um Weihnacht 1823 von seinen Studienjahren gleichsam Abschied; und wer möchte den Jüngling nicht glücklich preisen, der aus der Lehrzeit, nach allen Anfechtungen des Zweifels, nach allen Irrgängen einer falschberühmten Philosophie, die Osterbeute solch einer in Christo gewissen und lebendigen Hoffnung mit hinaus nimmt? —

Die nächste Zukunft, soweit die Wahl in seine Hand gelegt war, stand also klar und fest vor seinem Auge. „Mein ganzer Sinn,“ schreibt er dem Bruder, „steht jetzt aufs Praktische; und bin ich je zum Docenten bestimmt, so glaube ich, sollten wir doch alle wieder zu der Weise der alten Theologen zurückkehren, die immer erst, nachdem sie lange auf der Kanzel gestanden, das Ratheder bestiegen. Denn nirgend ist Praxis und Theorie so innig verbunden, wie in der Theologie.“

Noch im November jenes Jahres hatte ihm das Ministerium, auf Neanders Empfehlung, die Mittel zu weiteren Studien und zur demnächstigen Habilitation angeboten; von anderer Seite war ihm sogar bereits eine außerordentliche Professur in Dorpat in Aussicht gestellt; alle diese und andere Anerbietungen schlug er aus. Nachdem er Ostern 1824 in Berlin sein erstes Examen und noch im selben Jahre in Breslau das zweite mit großer Auszeichnung bestanden, sehen wir ihn mit schnellen Schritten dem Ziel seiner Wünsche: dem Pfarramt, entgegen eilen.

Ein Zwischenfall, dessen er sich nachher noch oft und gern erinnerte, hätte freilich der schon halb offenen Thür beinah den Riegel vorgeschoben. Es war die Zeit der Demagogenuntersuchungen, und man wollte auch an Müller etwas vom Burschenschaftler gewittert haben. Im Sommer 1824, plötzlich, wie aus heiterem Himmel, regnete es Rescripte; Oberpräsident, Regierung, Landrath drängten: er solle nur gestehen, man wisse von einer politischen Verbindung, der er in Göttingen als Vorsteher angehört u. s. w. Die Sache schien ernsthaft zu werden; eine Verfügung des Consistoriums suspendirte ihn bereits von der Erlaubniß zu predigen;

und der Humor, mit dem der junge Candidat den Fall behandelte, hätte vielleicht doch nicht stichgehalten, wenn nicht die alten Freunde Strauß und Meander persönlich an hoher Stelle für seinen politisch unverdächtigen Charakter eingetreten wären. „Ob die Untersuchung wirklich niedergeschlagen worden, oder ob das Damoklesschwert noch immer über meinem Haupte hängt, weiß ich bis heute nicht,“ — hörten wir ihn scherzend sagen. Mit einem äußerst schmeichelhaften Schreiben des Ministers endete das Intermezzo.

Die Bewerbung um ein Pfarramt im Posen'schen (Lissa) war fehlgeschlagen; eine Berufung zum Substituten des Hospredigers in Wernigerode, durch Graf Stolberg ihm eröffnet, scheiterte an dem Widerstreben der Eltern, den Sohn „in so weite Ferne“ zu entlassen; da fügte es sich, daß der Pastor Radecke in Schönbrunn an seiner Statt in die Wernigeroder Stelle befördert wurde und Müller in die Vacanz eintreten durfte: durch Wahl der Gemeinde zum Pfarrer von Schönbrunn und Rosen berufen, — Mai 1825.

Eine Stellung, ganz wie er sie sich gewünscht; denn sie gab ihm praktisch vollauf zu thun und ließ ihm doch fürs erste zu seinen Studien hinreichende Zeit. Er schildert die Gemeinden als kirchlich angeregt und für die Predigt des Evangeliums empfänglich; mochte es an schwärmerischen Neigungen und Verirrungen dort nicht fehlen, so wollte er doch lieber mit religiösen Auswüchsen der Art zu thun haben, als an einer schlafenden Gemeinde arbeiten. Wie schnell auch sie sich in seine Weise gefunden, davon ein Beispiel. Bei einem Gespräch über die Schwierigkeit der Begräbnißreden erzählte er einmal dem Schreiber dieser Zeilen,

wie er sich mit den Personalien der Verstorbenen nie lange aufgehalten, sondern seine Leichenpredigten stets dazu benutzte habe, in fortlaufender Reihenfolge die biblische Lehre von den letzten Dingen zu behandeln, und wie die Gemeinde gerade auf diese Predigten einen immer größeren Werth gelegt. Uebrigens war er weit davon entfernt, seine Adler etwa in hohem Fluge über die Köpfe wegfliegen zu lassen. Ein Conferenzvortrag z. B., den er „über die Behandlung der biblischen Geschichte in den Landschulen“ gehalten hatte, fand bei der Schulbehörde solchen Beifall, daß sie ihn in weiteren Kreisen zur Beachtung empfahl, — Beweis genug, mit wie viel Liebe er sich auch in elementaren Fragen bereits in die Praxis hineingearbeitet. Auch mit den benachbarten Amtsbrüdern, unter denen er jetzt seinen alten Freund und Stubengenossen Gerlach (nachherigen Garnison-Pfarrer in Rosel) wiedergefunden, unterhielt er fortgesetzt den herzlichsten brüderlichen Verkehr, nicht allein gebend, sondern demüthig auch von ihnen lernend. Das, was er war, wollte er ganz sein.

Inzwischen ruhte aber die wissenschaftliche Arbeit nicht, ja, er trug sich mit weit aussehenden literarischen Entwürfen. Nur eine kleine Frist noch, ehe er zu ihrer Ausführung schritte, wollte er sich ausbedungen wissen: „sich dessen getröstend, daß selbst Moses, der sonst gestrenge Gesetzgeber, den jungen Chemann für das erste Jahr von Dienstpflichtigkeit und allerlei Last befreit, auf daß er fröhlich sei mit dem Weibe, das er genommen hat.“ In seiner Flora, der einzigen Tochter des benachbarten Superintendenten Holenz in Tschöplowitz, hatte ihm Gott ein solches Glück geschenkt. Eine echte, deutsche Liebe, so ideal und von so poetischem

Hauch durchweht, wie nur je eine von Dichtermund besungen ist! Doch sollte in dieses schöne Pfarridyll sehr bald der Schatten ernster Manneskämpfe fallen.

Er arbeitete, nachdem er den Plan einer Darstellung der deutschen Mystik aufgegeben, im Winter 1825 an den Vorstudien zu einer Geschichte des Pietismus, sah sich indessen schon 1826 in eine literarische Fehde hineingezogen, die ihn in diesen Entwürfen vorläufig unterbrach. Durch eine Schrift des römischen Priesters und Professors Ant. Theiner in Breslau: „Die katholische Kirche Schlesiens“ waren die kirchlichen Kreise der Provinz in die lebhafteste Spannung versetzt; nicht bloß die streng katholischen, gegen die der Angriff des Priesters sich richtete, sondern fast mehr noch die protestantischen, die in seinem Vorgehen die Anzeichen einer nahenden katholischen Reform erblickten. Selbst positiv denkende Männer waren davon geblendet. Unter den wenigen, die den Angriff in seiner rationalisirenden Haltlosigkeit sofort erkannten, stand der junge Schönbrunner Pfarrer mit in erster Linie, und er fühlte sich, da alles schwieg, in seinem Gewissen gedrängt, gegen eine derartige, nur auf Negationen gestützte Verunglimpfung der katholischen Kirche Zeugniß abzulegen. In einer zunächst anonym veröffentlichten Schrift verwahrte er den Protestantismus vor der Gemeinschaft mit Reformern, die zwar den Protest desselben, nicht aber sein positives Bekenntniß theilen; er wies nach, wie viel die römische Kirche, trotz ihrer Verderbniß und ihrer Irrlehren, doch noch an ewigem Wahrheitsgehalt vor einem bekenntnißlosen, bloß humanistischen Dissidententhum voraus habe; vor allem aber betonte er die sittliche Forderung, daß in dem gegenseitigen Ver-

hältniß der evangelischen und katholischen Kirche die fanatische Verfolgungssucht einer milderen, ruhigeren, wahrhaft geschichtlichen Beurtheilung Raum geben möge. Die kleine Schrift, in erster Auflage schon nach wenigen Wochen vergriffen, erregte einen Sturm des Widerspruchs; in Zeitungen und Broschüren, von Nationalisten und Supranaturalisten, Katholiken und Schleiermacherianern, genug von den conträrsten Standpunkten aus, sah sich der Verfasser ins Kreuzverhör genommen: hier als „Scholastiker,“ dort als „der Naturphilosoph,“ bald als Romantiker, dessen Weg über Wittenberg nach Rom gehe, bald wieder als grimmigster Feind der katholischen Kirche. War schon dies gerade ein Zeichen von der Selbstständigkeit und Unparteilichkeit des Geistes, in dem er geschrieben, und hatte er die Einsichtsvolleren schon jetzt auf seiner Seite, so gelang es seiner Verantwortungsschrift („Gespräch des Scholastikers mit seinem Freunde“), durch die leidenschaftslose, streng sachliche Verfechtung seines Standpunktes auch die Gegner zu entwaffnen.

Es scheint, daß der Versuch, die Lehrunterschiede beider Confessionen auf ihre letzten Principien zurückzuführen, ihn tiefer ins dogmatische Gebiet getrieben und ihn bewogen hat, die oben erwähnten kirchengeschichtlichen Entwürfe bei Seite zu legen. Wenigstens spricht er sich schon 1827 darüber aus, daß die systematische Theologie es sei, in der er sich „häuslich einzubauen“ denke. Es lag in seiner Absicht, zuerst eine Reihe von „dogmatischen Studien“ herauszugeben, und dann, wenn sie mit einer gewissen Vollständigkeit den ganzen Stoff behandelt haben würden, das System einer wissenschaftlichen Dogmatik folgen zu lassen. Den Anfang dazu aber sollte die Lehre von der Sünde

machen. — Mehrfache Reisen nach Breslau, um auf der Universitäts-Bibliothek zu arbeiten, zeugten von dem Ernst dieser Studien; ja es reifte jetzt allmählich — und zwar noch unabhängig von den Kämpfen, deren wir sogleich gedenken werden — in ihm der Gedanke, zu promoviren und sich in Breslau zu habilitiren. So lieb das Pfarramt ihm geworden war, und so herzlich sich das Verhältniß zu seiner Gemeinde gestaltet hatte, so war die ihm zugewiesene Aufgabe doch einerseits zu begrenzt, um seinem Geist und seinen Gaben auf die Dauer zu genügen, und andererseits wieder zu groß, als daß sie ihm für seine literarischen Arbeiten, wie sie ihm unter der Hand gewachsen waren, Kraft und Zeit genug gelassen hätte. Was aber zuletzt dabei den Ausschlag gab, war allerdings der Conflict, in den er sich — seit 1829 — mit den Anordnungen und mehr noch mit den leitenden Grundsätzen des Kirchenregiments verwickelt sah.

Es wird nur einem kleineren Kreise seiner Freunde bekannt sein, daß Jul. Müller, der nachherige theologische Hauptvertreter der Union, damals zu den einseitigen Unionsbestrebungen des Kirchenregiments in Opposition gestanden und in Folge derselben seinem Amte entsagt hat. War er in jener Zeit ein anderer? Hat er seine Principien gewechselt? Mit nichten. Vielmehr liegt in seinen Briefen der Beweis vor, und auch die amtlichen Actenstücke würden es ergeben, daß die Motive, die ihn in jener Zeit zum Widerspruch bestimmten, dieselben auch für sein späteres, scheinbar entgegengesetztes Wirken geblieben sind. Denn der Nerv seiner Opposition lag nicht, wie bei den Führern der lutherischen Bewegung, in der Stellung zum kirchlichen Bekenntniß, sondern in seinen An-

schauungen über das Recht und die Freiheit der Kirche.

Allerdings nahm er auch in der Bekenntnißfrage einen anderen Standpunkt ein, als damals der officiële war. Wie er darüber dachte, geht am besten aus den Andeutungen hervor, mit denen er dem Göttinger Bruder (1829) den Plan zu einem größeren Werke über die symbolischen Bücher vorlegte. „Zuvörderst — schreibt er — will ich nachweisen (und das wird wohl die am wenigsten eigenthümliche Parthie meines Buches sein), daß die protestantische Kirche sich selbst zerstören würde, wenn sie das alte Ansehen der symbolischen Bücher in der alten Art aufrecht erhalten, oder vielmehr wieder aufrichten wollte. Sodann aber: daß sie eben so wenig dies Ansehen ganz vernichten und ihre Lehrer bloß auf die Heilige Schrift verpflichten kann, ja daß eine Verpflichtung auf die Heil. Schrift, als alleinige Lehrnorm, gar keinen Sinn und Inhalt hat. Gerade dieser Beweis ist mir die Hauptsache, schon darum, weil die dadurch widerlegte Ansicht gegenwärtig die herrschende ist, — so sehr, daß schon viele kirchliche Behörden, z. B. unser Consistorium, die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher eigenmächtig abgeschafft haben. Endlich will ich meinen eigenen Vorschlag darlegen, der dahin geht, die Fundamentalsätze der symbolischen Bücher herauszuheben und auf diese die Lehrer der Kirche zu verpflichten.“ — Schon diese skizzirenden Bemerkungen werden es bestätigen, daß sein Standpunkt nach rechts und links hin bereits derselbe war, den er in seinen späteren Kämpfen vertreten hat: bei einer evangelisch freien Stellung zum Symbol, wie sie ihn zum Unions-

theologen prädisponirte, dennoch der schärfste Widerspruch gegen eine Unionsauffassung, die mit dem Bekenntniß aufräumen wollte. Es hätte hiernach der traurigen Mißgriffe und Bedrückungen, mit denen die Einführung der Union gerade in Schlesien verbunden war, kaum noch bedurft, um seine Sympathie den Männern zuzuwenden, deren confessioneller Standpunkt ihm zwar fremd war, in deren Widerstand er aber doch eine relative Berechtigung erblickte. Gleichwohl würden diese Kämpfe ihn schwerlich in eine directe Mitleidenschaft gezogen haben, wenn nicht, Hand in Hand mit der Unionsfrage, die Agendensache amtlich an ihn herangetreten wäre und ihn zu einer ernsteren Action veranlaßt hätte.

Daß die ablehnende Stellung zur Agende bei Müller nicht, wie bei so manchen Geistlichen jener Zeit, in einem Hang zu subjectivistischer Willkür ihren Grund hatte, dürfen wir nicht erst versichern; er war von der Nothwendigkeit fester gottesdienstlicher Ordnungen schon damals ebenso überzeugt, wie er in der Provinzial-Agende von 1829 selbst einen gesunden liturgischen Kern anerkannte. Aber das Unternehmen, eine solche Agende lediglich auf landesherrlichen Befehl, ohne Befragung der kirchlichen Organe, den Geistlichen und Gemeinden aufzudrängen, erschien ihm als eine Verkümmernng ihrer heiligsten Rechte. In dieser Anschauung lag nichts von kirchlichem Independentismus. Eine Vorstellung an das Consistorium betont es vielmehr ausdrücklich: daß er die Sanction einer neuen Agende von Seiten des Landesherrn allerdings für die nothwendige Bedingung ihrer öffentlichen Geltung halte; — daß er auch gegen die herkömmliche Art und Weise,

wie die Landesherren, als oberste Bischöfe, ihr liturgisches Recht handhabten (nämlich so: daß sie, von dem Bedürfniß einer neuen Agende unterrichtet, die Initiative ergriffen und ihre Consistorien zu Vorschlägen deswegen veranlaßten), zwar sehr viel einzuwenden habe, sich ihr jedoch gefügt haben würde; — daß er es aber für einen, den Worten Christi, den symbolischen Büchern und dem klaren öffentlichen Recht widerstreitenden Uebergriff, ja für den Anfang eines staatskirchlichen Papstthums halten müsse, wenn eine solche Agende, mit ihren das innerste Heiligthum berührenden Normen, unmittelbar aus dem Cabinet des Landesherrn hervorgehe, und wenn dann (wie geschehen) ihre Einführung von den Geistlichen, einfach mit Berufung auf ihre Unterthanenpflicht, gefordert werde. — In dieser absolutistischen Behandlung kirchlicher Dinge, in dieser Vermischung von staatlicher und kirchlicher Autorität sah er einen Abfall von den Principien der Reformation; und sich seinerseits daran mitwirkend zu betheiligen, hätte er sich als eine Untreue gegen Christum angerechnet. „Ich ehre“, so schreibt er dem Vater, „ich ehre bereitwillig die von der meinen abweichende Stellung so vieler ehrwürdiger Geistlichen, wenn ich auch ihre Grundsätze nicht anzuerkennen vermag; ich bin fest überzeugt, daß sehr viele unter ihnen viel bessere Christen und gewissenhaftere Geistliche sind, als ich; aber eben so fest bin ich davon überzeugt, daß ich für meine Person mich nur dann des göttlichen Wohlgefallens getrösten kann, wenn ich genau auf dem betretenen Wege beharre; und ich will lieber alles leiden, als Grundsätze für christlich und evangelisch anerkennen, welche auf

der heillossten Vermischung von Dingen beruhen, die immer streng geschieden bleiben müssen.“

Es kam nicht zum Aeußersten. Zwar gelang es weder den amtlichen noch den persönlichen Einwirkungen der Behörde, ihn in seinen Bedenken und Entschlüssen umzustimmen; aber die Ehrerbietung und der Gewissensernst, womit er die Verhandlungen führte, begegneten auf Seiten des Consistoriums schließlich einer schonenden Hand: man ließ ihn gewähren. Dennoch war nicht bloß seine äußere Stellung, sondern noch mehr seine innere Freude tief erschüttert. Die immer straffere kirchliche Bureaucratie, in deren Fesseln er Amt und Gemeinden eingeschnürt sah, verleidete ihm die einst so liebe Arbeit. Was längst sein innerstes Verlangen und Hoffen für die Kirche gewesen: die Herbeiführung freier, presbyterial-synodaler Verfassungsformen, war in immer weitere Ferne gerückt. Er fühlte sich in seinen amtlichen Verhältnissen nicht mehr heimisch: der Entschluß, die Kanzel mit dem Katheder zu vertauschen, stand ihm jetzt fest und er wartete nur noch des Winkes, da Gott ihm eine Thür dazu aufthun werde.

Noch ehe er es dachte, sollte sich ihm sein Wunsch erfüllen. Durch den Tod Prof. Hemsens in Göttingen (Sommer 1830) war die dortige zweite Universitätspredigerstelle frei geworden. Bei der Nachricht hiervon erfaßte ihn, wie eine Eingebung, der Gedanke, ob sich ihm hier nicht der Weg geöffnet, dessen er harrete. Wohl kämpften bald wieder Hoffnung und Zweifel in seiner Seele: hier zog ihn die Aussicht auf eine Laufbahn, die ihm Kanzel und Katheder in enger Verbindung darbot, und wo ihm zugleich die Gemeinschaft

mit dem geliebten Bruder winkte; dann wiederum ängstete ihn die Frage, ob er jetzt schon die volle Ausrüstung für ein solches Doppelamt besitze. Wie oft, wenn er sich mit dem Bruder verglich, hatte er über die Langsamkeit seines Schaffens, über „die Arm-seligkeit und Unbeholfenheit“ seiner Feder geseufzt! Dennoch, und wie schmerzlich ihm auch die Trennung von der Heimath wurde, fand er den Muth, in Gottes Namen den Schritt zu wagen; und der Erfolg krönte diesen Muth. Die Unterhandlungen, durch des Bruders Vermittelung eingeleitet, wurden besonders durch Prof. Lücke lebhaft betrieben; einer Forderung, sich über seine homiletische Begabung noch näher auszuweisen, war durch die Herausgabe eines Predigtbändchens in kurzer Zeit genügt; auch die äußern Bedingungen, wiewohl überaus spärlich zugemessen, konnten kein Hinderniß bereiten, welches nicht durch seiner Flora tapferes Gottvertrauen überwunden wäre: im Sommer 1831, nach sechs Jahren pastoraler Arbeit, hielt der neue Universitätsprediger in der Georgia-Augusta seinen Einzug, — an jenem Ort, wo ihm zum ersten Male das Geheimniß der Erlösung aufgegangen und wo er nun, durch Kampf gereift, seine „Beugnisse vom christlichen Leben“ ablegen sollte.

Wir haben mit den letzten Worten die Göttinger Periode (1831—35) bereits nach ihrem Grundzug gezeichnet: es war die Verzezeit des Docenten, aber die Blüthezeit des geistlichen Redners.

Die ersten akademischen Grade mußten rasch erungen werden. Während er sofort in die Predigtarbeit eingetreten war, betrieb er die Habilitation mit

so angestrengtem Fleiß, daß er schon im März darauf die verschiedenen Stadien derselben (Examen, öffentliche Disputation, deutsche Vorlesung) mit Auszeichnung vollenden konnte; die letzteren beiden Acte unter großem Zudrang der Studentenwelt. Aber die Anfänge seiner akademischen Wirksamkeit selbst waren keineswegs glänzend. Im Sommer kam nur ein Publikum zu Stande (homiletische Auslegung der Perikopen); das Privatcolleg über praktische Theologie mußte wegen zu geringer Zuhörerzahl bis auf den Winter ausgesetzt werden, und auch da stieg dieselbe nicht über 14. Ein ähnliches Geschick hatte seine Pädagogik. Nur die von ihm gestiftete „homiletische Societät“ fand schnell so vielseitige Theilnahme, daß es oft schwer hielt, die statutenmäßige Zahl der Glieder inne zu halten. Zwei Kupferstiche, womit die dankbare Liebe seiner Societäts-
genossen ihn am Weihnachtsabend überraschte, hat er bis an sein Ende noch in hohen Ehren gehalten. War ihm doch diese Liebe ein Ersatz gewesen für so manche sonst erfahrene Unbill! Denn an Widerstandskräften gegen den jungen „Ausländer“ und „Pietisten“ fehlte es nicht. Dies Göttingen war ja freilich nicht mehr das alte, von dem er zehn Jahre zuvor dem Bruder geschrieben: „was willst Du doch noch länger in den Gräbern wohnen, unter so viel Leuten, die schon seit 40 Jahren todt sind?“ Eine neue Zeit war heraufgezogen; mancher welcke Zweig war inzwischen abgebrochen, auch mancher alte Sauerteig ausgefegt; aber Ein Bopf saß noch fest: die Furcht vor Pietismus und Mysticismus. Nicht sowohl in dem kleinen Freundeskreise von Gelehrten, der sich um Dtfried, als seinen geistigen Mittelpunkt sammelte, wo Lücke die gläubige

Theologie in achtunggebietender Weise vertrat und wo trotz der verschiedensten Standpunkte doch für die sittlich-religiösen Ideen des Christenthums ein Verständniß waltete. Aber um so mehr Furcht in den officiellen Schichten. Hatte man doch eine Stimme, wie Müllers, von der Entschiedenheit und Klarheit des Bekenntnisses dort lange nicht gehört. Bald war er der Gegenstand heftiger, leider nicht immer offener Angriffe. Verdächtigungen, die ihren Weg bis nach Hannover in die Regierungskreise fanden, bezeichneten ihn als einen „finstern und gefährlichen Mystiker;“ so sehr, daß selbst der rationalisirende, aber ehrliche Gieseler — damals Decan der Facultät — trotz seines abweichenden Standpunktes sich bewogen fand, dem jungen Docenten öffentlich seine Sympathie und Anerkennung zu bezeugen. Er selber aber ging getrost seinen Weg: „Mich soll es, schreibt er, mit Gottes Hülfe nicht irre machen, ruhig und fest in meiner Thätigkeit fortzuschreiten, die ja allerdings das, was sie hier Mysticismus nennen: nämlich den Glauben an die Erlösung durch Christum, den Sohn Gottes, zu ihrem lebendigen Centrum hat.“ Und mit wie viel Kampf und Mühe er sich den akademischen Boden auch erst erringen mußte, so sah er sein Wirken doch nach einer anderen Seite hin von segensreichem Erfolg gekrönt.

Man hat seinen Predigten wohl einmal den Vorwurf gemacht, daß die meisterhafte Abrundung und Glätte ihrer Form auf Kosten der inneren Wärme erreicht sei; aber man übersieht dabei den Charakter der akademischen Predigt, welche naturgemäß noch in höherem Grade, als die Gemeindepredigt, auf die denkende Erkenntniß der Zuhörer zu wirken hat; so

wie, daß Müller gerade in der ruhigen, klaren, biblischen Gedankenentwicklung die stille Macht erblickte, um die Seelen für die Wahrheit des Evangeliums zu gewinnen. Die zarte, fast jungfräuliche Zurückhaltung, die ihn charakterisirte, gab allerdings auch seiner Beredsamkeit ihr besonderes Gepräge, aber ohne der inneren Kraft und Entschiedenheit Abbruch zu thun. Um seine Kanzel sammelte sich je länger je mehr eine wirkliche Universitätsgemeinde; denn in diesen Beugnissen, wie sie, vom innersten Centrum aus, das Licht des Evangeliums auf die Peripherie des ganzen christlichen Lebens fallen ließen, legitimirte sich die göttliche Thorheit doch auch vor skeptischen Geistern als eine Tiefe der Weisheit, und manche Spötterzunge wurde still. Weit über Göttingen hinaus verbreitete sich schnell der Ruf des jungen Kanzelredners. Schon der erste Band seiner Predigten, besonders auf Lückes Bitten zum Druck überlassen (1833), erregte Aufsehen in der theologischen Literatur und fand überall die ehrenvollste, ausgezeichnetste Beurtheilung. Auch thatsächliche Beweise der Anerkennung wurden ihm zu Theil. Von Bremen aus bemühte man sich, ihn als Nachfolger Dräsekes zu gewinnen. Die hannoversche Regierung ehrte ihn durch Verleihung der außerordentlichen Professur (1834). Gleichzeitig begann man bereits auch für andere Hochschulen das Auge auf ihn zu lenken, als von Kassel der Antrag an ihn kam, die Einrichtung des neuen, in Marburg projectirten Predigerseminars in die Hand zu nehmen und an die Spitze desselben zu treten. Seine Tage in Göttingen schienen jedenfalls gezählt.

Er konnte sich nur schwer entschließen, die Stätte seiner akademischen Erstlingsarbeit zu verlassen. Abge-

sehen von dem herzerfrischenden Verkehr in des Bruders Hause, fesselte ihn ein tiefes Dankgefühl an die Männer, die ihm den Weg zum Lehrstuhl gebahnt, und er glaubte, auf dem noch immer exponirten Posten treu beharren zu müssen, um nicht fahnenflüchtig zu erscheinen. Auch fürchtete er, durch das ihm angebotene Directorat zu ausschließlich in die praktische Thätigkeit zurückgedrängt zu werden. Dennoch würde er dasselbe kaum ausgeschlagen haben, wenn nicht der ganze Plan überhaupt: eine Universitätsstadt wie Marburg zum Ort eines Predigerseminars zu wählen, auf schwerwiegende sachliche Bedenken bei ihm gestoßen wäre. Allein gerade die Verhandlungen, die an eben diesem Punkte sich zerschlugen (April 1834), mußten das hessische Ministerium um so mehr in dem Wunsche bestärkt haben, Müllers Kraft zu gewinnen; neue Unterhandlungen, bei denen Hassensprung der persönliche Vermittler war, wurden mit ihm aufgenommen, und jetzt mit besserem Erfolge. Sie gediehen noch im selben Jahre dahin, daß eine ordentliche Professur in Marburg ihm angeboten und von ihm angenommen wurde: Herbst 1834.

Als er im März darauf von seiner Universitäts-gemeinde Abschied genommen und die Kanzel hinunterstieg, empfing ihn Lücke in der Sacristei, um ihn namens der Facultät mit dem Diplom der Doctorwürde zu begrüßen, — ein schönes Siegel Gottes und ein Symbol: daß er im Heiligthum es sich errungen, was ihm in seiner Wissenschaft als höchster Ruhm vorschwebte, von Gottes Gnaden ein Doctor der heiligen Schrift zu sein.

Die Zeit seines Antritts in Marburg war stürmisch. Das hessische Volk, durch die Sünden seiner Fürsten fast gewaltsam in den Liberalismus hinein getrieben, befand sich einmal wieder in einer Periode fieberhafter politischer und diesmal zugleich kirchlicher Erregung. Wir dürfen die Vorgänge, die sich an den Namen Hassenpflug knüpften, als bekannt voraussetzen, lassen es hier auch ganz dahingestellt, in wie weit er seine Unpopularität selbst verschuldet hatte, oder für fremde Sünden damit büßte. Jedenfalls war dieser Mann mit den positiv kirchlichen Bestrebungen und Strömungen zu eng verbunden, als daß die nationale Reizbarkeit, die gegen ihn sich richtete, nicht auch gegen die letzteren sich verirrt haben sollte. In allen Bierstuben und Rathssälen konnte man gegen den „Mysticismus“ declamiren hören; man wetteiferte, sich von dem Verdacht desselben zu reinigen; Stabstrompeter und Zeichenlehrer erklärten öffentlich und feierlich in der Kasseler Zeitung, daß sie mit dieser Secte nichts zu thun haben wollten. Auch das Parlament durfte nicht zurückbleiben und beinahe wäre der neue Professor dadurch empfindlich betroffen worden; denn unter den „mystischen“ Namen, deren Besoldung die zweite Kammer bei Verathung des Stats beanstandete, stand der Name „Müller“ oben an, — zum Glück ohne thatsächliche Folgen.

Unter diesen Verhältnissen mußte er es doppelt dankbar begrüßen, daß er in Marburg selbst, obwohl vom Ministerium direct und über die Köpfe der Facultät hinweg berufen, sich dennoch ohne Animosität aufgenommen sah. Nannte man ihn auch wohl scherzhaft den Misanthropen, weil er sich von den mancherlei

akademischen „Clubs, Harmonieen und Ressourcen“, von den „Sonntags-, Montags-, Dienstags-, Mittwoch-, Donnerstags-, Freitags-, Sonnabends-Kränzchen“, die dort in Flor standen, allerdings zurückhielt, so fand er dafür an den Collegen Hupfeld, Kling, Hermann und dem gleichzeitig mit ihm berufenen Buchta, so wie etwas später an B. A. Huber einen Kreis von trefflichen, gleichgestimmten Männern und in dem anregenden, geistig belebten Verkehr mit ihren Häusern einen reichlichen Ersatz. Denn freilich auch in dieser Beschränkung mußte sich der Meister zeigen, wo so viel Arbeit auf ihn wartete. Zunächst: die ihm noch ungewohnte Theilnahme an den theologischen Prüfungen; und wieviel gab es deren: „Hessen“, so schreibt er, „ist das gelobte Land der Examinatoren und Examinanden: alle 14 Tage Candidatenprüfung, dann am Schlusse jedes Semesters Examina der Beneficiaten, der Gratisten und Stipendiaten! ich habe gedacht, es würde in Preußen und Hannover etwas Tüchtiges damit geleistet, aber ich sehe, Ihr treibt das Ding gar schwach und kümmerlich.“ Daneben, wie es die dortige Universitäts-Versaffung mit sich brachte, noch beinahe jeden Tag ein Stoß von Acten, — eine Zugabe, die für so manchen sonst befähigten Docenten der geistige Todesstoß zu werden drohte und Müller manchen Seufzer auspreßte. Und dennoch darf gerade dieser nur vierjährige Marburger Lebensabschnitt (1835—39), wenngleich noch nicht als Gipfel seines akademischen Wirkens, doch vielleicht als die Höhe seines geistigen Schaffens angesehen werden, wenn man erwägt, daß nicht bloß die Vollendung seiner Vorlesungen über die Dogmatik und die Ethik, also der Ab-

schluß seines wissenschaftlichen Systems, sondern auch die Herausgabe seiner Lehre von der Sünde in diese Zeit fällt.

Wir bleiben dem Plan unserer Skizze getreu, der es uns streng verwehrt, auf eine Beleuchtung dieser Geisteswerke selbst einzugehen; auch an der Station angekommen, die Müllers wissenschaftlichen Ruhm begründet und ihm unter den Theologen ersten Ranges seinen Platz gesichert hat, gedenken wir keine Ausnahme hiervon zu machen, sondern begnügen uns, an jenem großen Hauptwerk nur diejenige Seite hervorzuheben, durch die es mit Müllers innerer Entwicklung, als ein Moment seines geistigen und sittlichen Werdens, lebendig verknüpft ist. Schon an seinem Grabe ist treffend darauf hingewiesen, wie gerade die Wahl des Stoffes, dessen Bearbeitung er sich zur Lebensaufgabe gesetzt, für die praktisch-sittliche Richtung seines ganzen Denkens und Forschens bezeichnend war. Was wir aus seiner Jugendzeit mittheilen durften, wird dies bestätigen. Dem Manne, der bei dem reinsten sittlichen Streben dennoch die Macht der Sünde in ihren feineren Gestalten so verzehrend an seinem Herzen erfahren hatte, war es in diesen Kämpfen klar geworden, daß eine wahrhaftige theologische Erkenntniß nicht ohne die große anthropologische Vorfrage möglich sei, eine lebendige Ergründung der Erlösungstiefen nicht ohne die Versenkung in das Wesen der Sünde. Wie sich ihm in der Wissenschaft der praktische und theoretische Gesichtspunkt überall in ungetrennter Einheit darbot, so auch hier: er hatte die Wunde gefühlt, jetzt wollte er sie sondiren; aber nicht, um sich beschaulich darin zu gefallen oder dialektisch damit zu spielen,

sondern um sie zu heilen. Bereits in den Briefen aus der Candidatenzeit zeigt sich, wie lebhaft ihn das Problem des Bösen beschäftigte. „In dem Punkt freilich differire ich — schreibt er dem jüngeren Bruder auf dessen Bemerkungen über Steffens (1824) —, wenn Du den Geist seines früheren Systems als einen dem Christenthum innig verwandten bezeichnest. Aber das ist gewiß, daß seine Philosophie sich näher an das Christenthum anschließen konnte, als die der meisten übrigen Naturphilosophen, und zwar hauptsächlich deshalb, weil er das Räthsel der Eigenthümlichkeit und das der Freiheit ungelöst stehen ließ, während die andern den gordischen Knoten zerhauen und das Böse, weil sie es aus dem Guten ableiten wollen, nothwendig aufheben müssen, — da es ja eben zum Begriff des Bösen gehört, daß es indemonstrabel, reine Willkür ist.“ Aber gerade je unergründlicher ihm dies Problem erschien, desto mehr fesselte es ihn. Wir sahen schon 1827 den Gedanken in ihm gereift, daß unter den dogmatischen Studien die Lehre von der Sünde den Anfang machen sollte; er hat ihn nie wieder aus dem Auge verloren, wie sehr auch die kirchlichen Kämpfe der Schönbrunner Zeit und die Göttinger Berufsaufgaben verzögernd dazwischen traten. Endlich war in Marburg für die Ausführung der Zeitpunkt gekommen; und es wird interessant sein, aus seinem eigenen Munde zu hören, welcher Gesichtspunkt ihn dabei leitete: „Ich denke,“ so schreibt er, „es soll ein stilles, nachdenkliches, durchaus anspruchsloses Buch werden, in welchem sich der einfach praktisch lebendige Zusammenhang dieser Lehre, wie er in der

heil. Schrift gegeben ist, besonders der vornehmen speculativen Verflärung und Verfehrung zu erwehren suchen wird; und wenn ihm das einigermaßen gelingt, so werde ich von Herzen zufrieden sein.“ (Brief an Otfried 1835). — In wie reichem Maße es ihm mit Gott gelungen — die theologische Welt hat es seiner Schrift bezeugt. Unzählige haben bleibenden Segen davon empfangen, haben ihr Auge daran geschärft, ihren Glauben gestärkt; dies „stille, nachdenkliche Buch“, es wird noch lange „widertheistische Verflachung und pantheistische Verflüchtigung der Wahrheit“ reden und siegreich bewähren, daß „das gesunde christliche Gefühl sich vor dem Denken nicht zu fürchten braucht.“

Noch ehe sein Werk an die Oeffentlichkeit trat (1839), war ihm Gelegenheit geboten, mit einem der scharfsinnigsten und gefährlichsten Geister sich zu messen: mit David Strauß; und es scheint, daß bei der ungeheueren Sensation, die dessen „Leben Jesu“ in der deutschen Wissenschaft hervorgerufen hatte, gerade dieser Waffengang nicht ohne Gewicht für die Ehrenerweisungen gewesen ist, die sich jetzt (1836) auf Müller häuften. Der Versuch, das große Wunder der Weltgeschichte in einen Blüthen- und Mythenfranz der „absichtslos dichtenden Sage“ aufzulösen und die Realität des Evangeliums zur bloßen dichterischen Hülle ewiger Ideen herabzusetzen, war allerdings kaum irgendwo auf schärferen und wirksameren Widerstand gestoßen, als in der kleinen, jetzt fast vergessenen Gegenschrift des Marburger Dogmatikers. (Studien und Kritiken. 1836. Heft 3.) Denn hier sah sich der Philosoph im Centrum seiner Festung an-

gegriffen, mit der einfachsten und doch schneidigsten Waffe: mit einer kritischen Untersuchung desselben Mythusbegriffs, auf den er sich gestützt, und mit dem Nachweis der Selbstwidersprüche, in die ihn eben dieser Begriff verwickelt hatte. Strauß ist diesem Angriff ausgewichen, — für ihn, den immer schlagfertigen, ein schlimmes Zeichen. Um so lauter schallte dem geistvollen Streiter die dankbare Antwort entgegen. Nicht bloß in den zahlreichen Rundgebungen, die von der Hand der ausgezeichnetsten Gelehrten vor uns liegen und die den tiefgehenden Eindruck seiner Schrift constatiren. Wir haben schon bemerkt, daß auch die in dieser Zeit ihn überhäufenden Anträge uns in eben diesem Licht erscheinen wollen. Dorpat berief ihn unter glänzenden äußeren Bedingungen an Sartorius Stelle (1836), Greifswald und Rostock warben in demselben Jahre um ihn; in Heidelberg machte wenigstens die Facultät große Anstrengungen (1837), ihn für Daubs Lehrstuhl zu gewinnen; endlich folgte auch Kiel, und dieser letzte Ruf, der einzige, bei dem die Waage der Entscheidung schwankte, konnte ihn davon überzeugen, wie tiefe Wurzeln sein Wirken in Marburg bereits geschlagen hatte: Ministerium, Senat, Studentenschaft wetteiferten in dem Bemühen, ihn zum Bleiben zu bewegen. In der That konnte ja so vieles ihn hier festhalten: der Besuch seiner Vorlesungen war von Jahr zu Jahr gestiegen; die Dogmatik wurde bisweilen sogar von Docenten gehört. In der homiletischen Societät und an den theologischen Conversations-Abenden sah er eine Schaar von strebsamen Jünglingen um sich versammelt; wenn er predigte, so war es für Universität und Stadt ein freudiges Ereigniß, — wie

hätte er ein Arbeitsfeld, wie dieses, mit einem ihm unbekannten so leicht vertauschen mögen! Nur eine Hochschule gab es, die darauf hoffen konnte; und diese eine, die alte Theologenstadt, begann jetzt (1838) näher in seinen Gesichtskreis zu treten.

In Halle selbst freilich hatte man zunächst für seine Berufung wenig Interesse gezeigt; Einer aber war da, der sie im Stillen längst geplant, der oft mit Thränen darum gefleht: der Freund, der kampfesmüde fast verzagen wollte, wie Paulus einst in Troas, da er seinen Titus nicht bei sich hatte. „Ich kann es kaum noch ertragen“, schrieb Tholuck an ihn, „hier länger noch ohne Deine Unterstützung zu arbeiten.“ Jetzt, wo durch Ullmanns Abgang ein Lehrstuhl frei geworden war, schien ihm der Zeitpunkt gekommen. Auch in den Berliner Freunden lebte schon längst der Wunsch, Jul. Müller nach Preußen zurückzuziehen; Meander vor allen, Twisten, Strauß, Kottwitz boten ihren Einfluß auf, ihn für Halle zu gewinnen; auch Altenstein, der Minister, schien nicht abgeneigt, zumal da nicht bloß Nicolovius, sondern noch ein Höherer, der Kronprinz, sich persönlich auf's Lebhafteste dafür interessirte. Endlich war es Tholuck durch Thilos Unterstützung gelungen, auch bei der Facultät selbst, wo doch Gesenius' Stimme sonst ein großes Gewicht hatte, ein einmüthiges Botum für Müller durchzusetzen. Allein im Ministerium gab es noch mächtige Gegenströmungen, — von einer Seite, die wohl Ursache hatte, vor einer solchen Berufung auf der Hut zu sein; denn der Hegelianismus sah in Müller mit Recht einen seiner gefährlichsten Widersacher, und eben dieser Sauerteig der Hegelinge gährte in der betreffenden Ministerialabtheilung

noch an sehr einflußreicher Stelle. Dazu kam, daß man die von uns erzählten schlesischen Vorgänge noch nicht vergessen hatte. War es nun bloßer Vorwand, oder wirkliche Verfehlung, — genug, das Gutachten der Facultät stieß in Berlin auf das Bedenken, ob „ein so erklärter Gegner der Union“, wie Müller, der rechte Mann für Preußen sei? Die Waage schwankte lange, fast Jahr und Tag. Man forderte von ihm Erklärungen. Namentlich spielte dabei ein Zeitungsartikel eine Rolle, in welchem er vor einigen Jahren, — anläßlich der bekannten Ereignisse in Hönigern (1835) —, allerdings mit fulminantem Ernst seine Stimme gegen die Vergewaltigung der Lutheraner erhoben hatte. Er sollte jetzt, wenn nicht deshalb sich rechtfertigen oder depreciren, doch wenigstens „erläuternd“ sich darüber äußern, etwa in einem ostensiblen Privatschreiben an einen seiner Freunde. Natürlich weigerte er sich dessen. Denn wie sehr er sonst ja „das Recht für sich in Anspruch nahm, auch einmal Unrecht zu haben“, so konnte er doch, wo seine Ueberzeugung unverändert fortbestand, wie hier, nur sagen: „was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben“. Auch wollte er in dieser Besetzungssache keinen eignen Schritt thun. Seine Freunde, ob auch um den Ausgang bange, haben sein Verhalten schließlich bewundern müssen. Ein hoher Gönner äußerte: „Der Mann hat nur Ein Verbrechen begangen, und für dies eine hätte er einen Orden verdient.“ Endlich überwog doch das Gewicht seines theologischen Namens. Mochte es auch bis zuletzt nicht an kleinen Steinen fehlen, die man ihm in den Weg warf, — der Weg selbst konnte ihm nicht mehr verlegt werden; am 31. März 1839 durfte Tholuck ihm melden: „Gestern

war mein Geburtstag, — und das schönste Angebinde: das Rescript des Ministers wegen Deiner Berufung!”

Aber ehe er von Marburg Abschied nahm, war noch eine andere Hochschule für ihn ersehen: wo er der Lernende sein und in Geduld und Glauben sich üben sollte! Im Leben der Christen geschieht es ja oft, zu ihrem Heil, daß hohe Gnaden und tiefe Heimsuchungen sich in Einen Zeitpunkt für sie zusammendrängen. Auch er wurde so geführt. Ein Lebensabschnitt voll großer Ehren und Erfolge lag hinter ihm, eine noch verheißungsvollere Zukunft vor ihm; gerade an diesem Wendepunkte griff Gottes Hand in sein Haus und in sein Herz: die Vielgeliebte, die an seiner Seite die Jahre des Werdens und Schaffens mit feinem, geistigem Sinn und Verständniß und trotz großer, natürlicher Schüchternheit so muthig mit durchgekämpft hatte, — die treue hingebende Mutter seiner Kinder, sie sollte die neue Stätte seines Wirkens nicht mehr sehen. Unter selbstlosem Sorgen und Schaffen hatte ihre Kraft sich früh verzehrt. Mit wie stiller Geduld und Ergebung sie auch ihr Leiden trug, und mit wie tiefem Weh der Gedanke an den Gatten und die sieben unmündigen Kinder ihre Seele auch erfüllte, — sie war müde; sie wünschte sich, abzuschneiden und bei Christo zu sein, noch ehe der bevorstehende Umzug ihre Ruhe störe! Der Herr erhörte ihr Gebet. Sie starb selig und getrost, im festen Glauben an die Vergebung ihrer Sünden. Dort oben, auf dem zauberisch schönen Friedhof, wo man zu den Thürmen von St. Elisabeth hinabschaut, liegt sie begraben. Er aber, dessen Glück und Sonnenschein sie gewesen, mußte — inmitten seiner Kinder

F 1839

dennoch einsam — in die neue Heimath ziehen, die ihm des HErrn Gnade bereitet hatte.

Der beinahe 40jährige Zeitraum, der Müllers Thätigkeit in Halle, den Gipfelpunkt wie den Niedergang seines akademischen und kirchlichen Wirkens umfaßt, liegt der Erinnerung der Zeitgenossen noch so nahe, daß wir ihn nur andeutend zu besprechen haben.

Wer in der Mitte der vierziger Jahre, also im Hochsommer der Lichtfreunde und Deutschkatholiken, der religiösen Proteste und Pamphlete, die Universität Halle bezog, begegnete dort einem selten harmonischen, reich gesegneten Zusammenwirken der mannichfaltigsten Gaben und Kräfte zur Verantwortung des Evangeliums: auf Katheder und Kanzel, mit den Waffen schneidiger Wissenschaft und in erbaulich anfassender, gewissenweckender Rede. Mochten einzelne Wellen des kirchlichen Liberalismus auch hier schaumspriugend ans Ufer schlagen, — ruhig und klar floß doch der breite, tiefe Strom göttlicher Predigt dahin. Das Evangelium war in der alten Stadt Aug. Herm. Franckes wieder eine Macht geworden, vor der die Negation mit all ihrem Blendwerk die Waffen strecken mußte.

Welch ein Abstand von der Physiognomie der Stadt, wie Müller sie bei seinem Antritt vorfand! Als er dort einzog (1839), fühlte er sich wie „auf vulkanischem Boden“, und die ersten folgenden Jahre konnten dies Gefühl nur noch steigern. Der Hegelianismus in voller Blüthe, oder vielmehr schon theilweise ins Unkraut geschossen. Wie ernst ein Theil seiner Anhänger auch anfang, mit einem positiveren Christen-

thum Fühlung zu gewinnen, so sah doch auf der andern (linken) Seite der Pantheismus des Systems bereits seine letzten radicalen Consequenzen ziehen. Eine Petition, worin an 100 Studenten es unternahmen, beim Könige die Berufung von Dav. Strauß nach Halle zu erbitten, ist für den Geist charakteristisch, der in der akademischen Jugend waltete. Mit dem philosophischen Radicalismus aber ging auch der politische schon Hand in Hand, der sich in abenteuerlichen und sogar gefährlichen Phantasieen, in socialistischen, communistischen, Fourieristischen Ideen gefiel. Es war die Saatzeit der Umsturzgedanken, die noch in demselben Jahrzehnt blutig aufgehen sollten. Kein Wunder, daß es in Müllers Vorlesungen, obwohl sie bald einen so strömenden Zudrang fanden, doch anfangs an stürmischen Unterbrechungen nicht fehlte, wenn seine wuchtigen Schläge auf die verführerischen Geister niederfielen. Concessionen waren davon freilich am wenigsten bei ihm zu erwarten. „Ich bilde mir im Stillen ein“, äußert er einmal (1839), „unter meinen Collegen eigentlich den unruhigsten Trieb zu besitzen, und muthe meinen Zuhörern vielleicht die meiste philosophische Bildung und Capacität zu; aber ich denke, und wenn es Hegelianer schockweis schneiete, bei diesem alten Christenthum, wie Christus und Paulus es verkündet, auszuharren bis auf den letzten Mann.“ Und dieses alte Christenthum bewährte auch in neuen Zungen seine Macht. Schon im Winter 1840 zählten Müllers Vorlesungen über 100, im Winter darauf mehr als 150 Zuhörer; es dauerte nicht lange, so war seine Dogmatik in dem Studienplane eines Halleschen Theologen etwas Selbstverständliches. Diese Geschlossenheit des

Systems, die krystallhelle Durchsichtigkeit der Gedankenentwicklung, die Strenge und Tiefe der Untersuchung, die auf unverbrüchlich fester biblischer Grundlage dem freien Forschungstrieb sein volles Recht gab, zog den jugendlichen Geist unwiderstehlich in ihren Kreis und fesselte ihn mit ihren Schlußketten, zur Freiheit in Christo.

Wenn jetzt aus allen Theilen Deutschlands und darüber hinaus die Jünglinge anfangen, nach Halle zu strömen, wenn jener Umschwung, dessen wir gedacht haben, im Stillen sich mächtig und immer mächtiger vollzog — wer mag den Antheil abwägen, den jeder einzelne unter den Lebenszeugen jener Zeit, den insbesondere Müllers Arbeit daran gehabt hat! „Wir blickten zu ihm auf“, sagt sein ehemaliger Schüler und nachheriger College D. Riehm in seiner Grabrede, „als zu einem Manne, der einst den großen Gegensatz von Glauben und Wissen in seinem eigenen Bewußtsein als tiefen Zwiespalt empfunden, der selbst gekämpft und gerungen und eine Versöhnung gefunden hatte, und der nun auch uns den Weg zu ihr zeigen könne. Wir blickten zu ihm auf mit dem Vertrauen, daß er uns einzuführen vermöge in eine aus dem Glauben geborene Wissenschaft. Wenn das Herz eines Jünglings durch die suchende Liebe des unvergeßlichen Tholuck gewonnen und zu tieferem Forschen nach der Wahrheit angeregt worden, so kam er zu Jul. Müller, um bei ihm den Durst nach einer in sich zusammenhängenden wissenschaftlichen Erkenntniß der evangelischen Wahrheit zu stillen. . . . Auf die erkenntnißmäßige Ausgestaltung der Welt- und Lebensanschauung der Tausende von treuen Dienern der evangelischen Kirche,

die von dieser Universität in ihrer leztvergangenen theologischen Blüthezeit ausgegangen sind, hat keiner einen so tiefgehenden Einfluß geübt, als der Mann, den wir jetzt zum Grabe geleiten“.

Daß auf einen Mann von solcher Wirksamkeit sich sehr bald auch die Augen maßgebender Persönlichkeiten richteten, ist natürlich; aber es war für sein innerstes Schaffen ein Gewinn, daß an der Concentration, die ihm eignete, die mannichfachen Versuche scheiterten, ihn in anderweitige Thätigkeiten hineinzuziehen. Schon 1841 hatte er ein derartiges Anerbieten abgelehnt. Der Minister Eichhorn, seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. bekanntlich an der Spitze der kirchlichen Verwaltung, suchte ihn zur Gründung und Leitung einer theologisch-kirchlichen Zeitschrift zu bestimmen, die — mit den besten, sichersten Nachrichten aus dem Ministerium selbst bedient, und aus amtlichen Fonds unterstützt — dazu dienen sollte, die conservativen Ideen des Königs, wie die Schritte des Ministers zu vertreten. Mit so gutem Gewissen Müller im Allgemeinen das nun auch gekonnt hätte, so mochte er doch weder seine Kraft zersplittern, noch seine Selbständigkeit ausß Spiel setzen. Nicht lange darauf trat von derselben Seite der Gedanke an ihn heran, in Verbindung mit einer Breslauer Professur eine Stelle im schlesischen Consistorium zu übernehmen; — ein Plan, der im Grunde noch auf Größeres abzielte, nämlich ihn nach kurzer dortiger Beschäftigung ins Ministerium selbst zu ziehen und seine Kraft für die Leitung des höheren Unterrichtswesens zu gewinnen. Gerade die lehtere Aussicht hätte ihn vielleicht locken können, da Einflüsse von anderer Seite sich bemühten, hierfür

Bilmar's Berufung durchzusetzen. Allein wie er den von auswärts an ihn ergehenden Anträgen entsagte (Tübingen, Leipzig), so vermochten auch jene Pläne nicht, ihn seinem Halleschen Wirkungskreise zu entreißen. Das Vertrauen des Ministers, das sich in ihnen offenbarte, blieb ihm auch fernerhin. Er hat durch den weitreichenden Einfluß, den er damit auf die Verhältnisse der theologischen Facultäten, namentlich in Besetzungsfragen erlangte, der guten Sache große Dienste leisten, auch manche Gefahr abwenden können, — wie denn der Minister nicht selten gerade in der Warnungsstimme des Rathgebers seine Treue erproben konnte; — im übrigen war die stille wissenschaftliche Arbeit zu sehr sein innerstes Centrum geworden, als daß es ihn nach der Erweiterung dieses Einflusses oder nach einer äußeren Machtsphäre verlangt hätte.

Dagegen durfte er sich dem Ruf nicht entziehen, als ihn die Facultät damit betraute, auf der Generalsynode (1846) ihr Vertreter zu sein. Die Theilnahme an dieser Versammlung bildet eine wichtige Episode in seinem Leben, da sie für ihn der Ausgangspunkt langjähriger kirchlicher Kämpfe geworden ist. Eben deshalb aber mögen wir seine Thätigkeit auf der Synode nicht für sich allein, sondern im Zusammenhange mit seiner kirchlichen Stellung überhaupt, ins Auge fassen. Es handelt sich dabei um seinen Kampf für die Union der Landeskirche.

Unter den schwierigen Berathungsgegenständen der Generalsynode traten zwei durch ihre Bedeutung vor allen übrigen hervor: die Frage der Lehrordnung und die Unionsfrage. Die letztere, d. h. die Frage nach dem Verhältniß zwischen Union und Confession,

war Julius Müller zur Bearbeitung zugefallen; und in der That, wer konnte nach seiner ganzen bisherigen Führung, wie nach seinem theologischen Standpunkt dafür geeigneter sein; wer in gleichem Grade, wie er, dazu berufen, den Nachweis zu führen, daß sich Union und Bekenntniß nicht ausschließen, sondern einander fordern!

Er hatte noch ein Jahr zuvor, auf Anlaß der im Jahre 1844 abgehaltenen Provinzialsynoden einen Mahnruf erhoben, der jeden Zweifel darüber abschneiden mußte, wie wenig es ihm bei seinem Unionsstandpunkt um eine Verwischung der religiösen Gegensätze zu thun war. In der betr. Schrift „über die nächsten Aufgaben für die Fortbildung der deutsch=protestantischen Kirchenverfassung“ (1845) betont er vor allem die Nothwendigkeit, sich mit den Gegnern des Bekenntnisses klar und scharf auseinanderzusetzen: „Wenn jemand Ja sagt zu einem Bekenntniß, weil er sich mit ihm auf demselben Grunde des Glaubens findet, und er sagt nicht Nein zu einem Bekenntniß, das diesen Grund angreift, so nimmt er stillschweigend jenes Ja zurück. In eben dieser Rücksicht hätten wir der Ueberzeugung, die auf den meisten Synoden die Majorität gebildet, eine entschiedenere Haltung gewünscht. Es ist eine herrliche Sache um die Liebe; aber wenn es sich darum handelt, sich über diejenige Einheit des Glaubens zu verständigen, durch welche das kräftige Bestehen der evangelischen Kirche schlechterdings bedingt ist, so ist es eine wunderliche Verfehrung, das Princip der Liebe zu brauchen, um die Bestimmtheit der Gegensätze in ein Allgemeines, Unbestimmtes wieder aufzulösen und schließen zu können mit Friede! Friede!,

wo doch kein Friede ist“. Nachdem er dann auf die Pflicht hingewiesen, wider die negativen Geister und ihr unevangelisches Treiben ein ernstes Zeugniß abzulegen, fährt er fort: „An niemand aber machte diese Pflicht ihren Anspruch stärker geltend, als gerade an diejenigen Geistlichen, welche nach gewöhnlicher Bezeichnung eine vermittelnde Stellung einnehmen. Von der strengen kirchlichen Rechtgläubigkeit weiß man es ohnehin, daß sie dieses Treiben entschieden verwirft; von jener Richtung aber kann es Unkundigen zweifelhaft sein; und wo die Aufforderung, zu reden, so dringend ist, da wird das argumentum a silentio ein starkes Argument. Sollen denn unsere Gemeinden zu der Meinung gezwungen werden, daß doch eigentlich Niemand ein warmes Herz für die evangelische Wahrheit und einen frischen Muth für sie zu zeugen habe, als die strengen Anhänger aller Lehrsätze der symbolischen Bücher? daß die freihere Richtung auch immer mit einer gewissen Lauigkeit und Gleichgültigkeit gepaart sei? Die zukünftige Entwicklung der evangelischen Kirche und Theologie könnte kaum von einem größeren Unglück getroffen werden, als wenn die Thatsachen dieser Meinung allgemeine Geltung verschafften, wenn im Bewußtsein derer, denen jener schöne Beruf geworden: der Beruf einer Vermittelung des Glaubens mit den ächten Ergebnissen der Wissenschaft und Humanitätsbildung, sich unmerklich die Vermittlung zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Christus und Belial, unterschöbe!“ —

Aber so ernst er jeder falschen Vermittlung, jedem Versuch, die Union von ihrem ewigen Glaubens- und Lebensgrunde loszulösen, entgegentrat, so fest stand

ihm der Unionsgedanke selbst, nach der positiven Auffassung wie er sie vertrat, in seinem göttlichen Recht. In dieser seiner Auffassung lag ein bemerkenswerther Fortschritt. Es handelte sich um die Frage: hat die Union überhaupt ein Bekenntniß? und welches? Die preußische Union kam bisher thatsächlich nur an zwei Punkten zur Erscheinung; einmal: in der gegenseitig gewährten Abendmahlsgemeinschaft der Lutheraner und Reformirten; sodann: in dem einheitlichen Kirchenregiment über beide Confessionsverwandte. Hiermit war ihr Charakter als der einer wirklichen Lehr- oder Bekenntniß-Union noch nicht zur Anerkennung gelangt. Die Königliche Stiftungsurkunde vom Jahre 1817 war über den Bekenntnißstand der neu vereinigten Landeskirche stillschweigend hinweggegangen, und hierin lag der Schein einer Union auf Kosten des Bekenntnisses. Als die lutherischen Bewegungen dann endlich dazu drängten, diesen Mangel auszufüllen, fiel man ins andere Extrem. Es war ein Zugeständniß auf Kosten der Union, wenn die Cabinetsordre vom Jahre 1834 jetzt erklärte, daß „die Union kein Aufgeben des bisherigen Bekenntnisses bezwecke und bedeute“, sondern daß „durch den Beitritt zu ihr nur der Geist der Milde und Mäßigung ausgedrückt sei, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der anderen Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußere kirchliche Gemeinschaft zu versagen.“ Das berechtigte Moment dieser Erklärung lag darin: daß den einzelnen Gemeinden ihr alter Bekenntnißstand, wie sie ihn vor der Union gehabt, nun rechtlich gesichert war. Aber über den Bekenntnißstand der Landeskirche als

Gesamtheit blieb nicht nur die alte Unklarheit, sondern der Charakter einer inneren Bekenntniseinheit schien sogar ausgeschlossen: die Union schien zu einer bloß äußeren Conföderation herabgezogen, die Eine evangelische Landeskirche in zwei Bekenntnißkirchen aufgelöst, zwischen denen die Altargemeinschaft nur eine schwankende Brücke bildete. Hier war es, wo Müllers Auffassung einen neuen Weg suchte. Wenn er der Einzelgemeinde auch seinerseits ihr confessionelles Recht und Gepräge ernstlich gewahrt wissen wollte, wenn er z. B. das Bestreben: die alte lutherische Spendeformel beim H. Abendmahl durch eine neue (das Bekenntniß verschleiernde) zu verdrängen, stets gemißbilligt hat, so behauptete er um so nachdrücklicher für die Landeskirche als Ganzes den Charakter der Bekenntnißunion; denn es war seiner theologischen Erkenntniß nicht zweifelhaft, daß die äußere Kirchengemeinschaft die innere Einheit im Glauben zur nothwendigen Voraussetzung und Bedingung habe, und daß diese Glaubenseinheit innerhalb des Protestantismus wiederum stark genug sei, nicht bloß die Gemeinschaft zweier Kirchen, sondern eine einheitliche evangelische Kirche zu tragen. „Die Einheit des Kirchenregiments,“ sagt er, „hat nur in sofern ein sittliches Recht, als evangelisch = lutherische und evangelisch = reformirte Christen wirklich Eine Kirche — natürlich im religiösen Sinne des Worts — die Kirche Eines evangelischen Glaubens, Eines Grundbekenntnisses bilden. Wird diese religiöse Einheit verleugnet, worauf anders kann dann die Einheit der Landeskirche noch ruhen, als auf einem bloß po =

litischen Princip? Die Seele dieser „Union“ wäre dann der Grundsatz, daß dem preußischen Königshause die oberste Leitung der protestantischen Gemeinden seiner Lande um jeden Preis erhalten werden müsse. Für eine solche Union, Schale ohne Kern, Form ohne Wesen, mögen Diplomaten sich begeistern, denen die Kirche eben gut genug ist zu einem politischen Hebel; wahrheitsliebende Männer, die in kirchlichen Dingen vor allem die Kirche und die Sache ihres himmlischen Königs suchen, werden sich von ihr abwenden.“

Es war für die Sache kein Gewinn, daß auf der Synode diese unumstößlich richtigen Gedanken im Laufe der Verhandlung in eine unmittelbare Verbindung mit der ebenfalls schwebenden Frage der *Lehrordnung* gesetzt wurden. Die letztere forderte gerade damals eine definitive Regelung, wo sich die Kirche von den Lichtfreunden in den Fundamenten ihres Glaubens angegriffen sah. Während die Diener der Kirche bisher auf die kirchlichen Bekenntnisse nur im Allgemeinen verpflichtet wurden, und eine genauere Bestimmung darüber fehlte, in wie weit diese Verpflichtung nun auch im Einzelnen, nach Form und Inhalt, bindend sei, sah die Synode sich jetzt vor die Aufgabe gestellt, diese Grenzen protestantischer Lehrfreiheit näher zu fixiren; — eine Aufgabe, für unsere Theologie zu neu und zu schwierig, als daß selbst eine Versammlung, wie diese, so reich an Glauben und Geist, an Einsicht und Sachkunde, auf den ersten Wurf eine völlig genügende Lösung finden konnte. Man einigte sich in der Commission, nach des ehrwürdigen Nitzsch Vorgang und unter Müllers Beitritt, über die Aufstellung einer neuen ordinatorischen Verpflichtungsformel, welche

in Urworten der heil. Schrift die Hauptstücke christlicher Lehre zusammenfassen sollte: gleichsam ein Minimalbekenntniß, an das der Ordinand unabweichbar gebunden sei. Wie man nun über diesen Weg auch denken mag — ein Umstand wirkte dabei jedenfalls verwirrend: daß nämlich der Gedanke Raum gewann, dies Ordinationsgelübde zugleich als das Symbol der Landeskirche zu verwerthen. Die Unionsverhandlungen hatten zu der einstimmigen Anerkennung geführt, daß die Union ohne eine bestimmte Glaubens- und Bekenntnißgrundlage nicht bestehen könne, daß aber die bisherigen Erklärungen über eine solche unzulänglich seien. Diese gemeinsame Bekenntnißgrundlage konnte keine andere sein, als der Consensus der Bekenntnißschriften. Hiermit war also Müllers Unionsstandpunkt grundsätzlich als der richtige erkannt. Auch die Lutheraner, der verewigte Stahl an ihrer Spitze, konnten sich der Ueberzeugungskraft seiner Principien nicht entziehen. Nur hinsichtlich eines Punktes ging man entschieden auseinander. Während die letztere Seite es für ausreichend hielt, daß der Consensus als das Bekenntniß der Landeskirche nur überhaupt anerkannt werde, erklärten Müller und seine Freunde es für nothwendig, diesem Consensus auch einen bestimmt formulirten Ausdruck zu geben. Hierzu nun schien ihnen die oben erwähnte Verpflichtungsformel, wenigstens für jetzt, sich als die natürlichste und einfachste Lösung darzubieten. Und doch lag gerade in dieser Combination eine verhängnißvolle Verschiebung der Frage, da es bei jener Verpflichtung sich eben nur um die Darstellung der unerläßlichen Fundamentalt Wahrheiten handelte, also um eine Formel, die

für den reichen, mächtigen Consensus der evangelischen Bekenntnisse viel zu arm und dürftig war! Zwei Aufgaben, die einer streng gesonderten Behandlung bedurften, waren hier zum Schaden der Sache mit einander verschmolzen. Während man thatsächlich auf tiefere Begründung der Union im Sinne des Bekenntnisses hinarbeitete, entstand so der Schein, als ob es vielmehr auf eine Beseitigung der Bekenntnisse abgesehen sei, oder doch auf die Verdrängung der alten durch ein neues!

U Müller hat diese Vermischung jener beiden Fragen später selbst als einen Fehler erkannt. Er hat in seinem Werke über „die Union, ihr Wesen und göttliches Recht“ (1854) es unumwunden eingeräumt, daß „Sein oder Nichtsein der evangelischen Union an die Darlegung und förmliche Anerkennung des Consensus nicht gebunden sei“, ja daß eine solche Darlegung, in dem Sinne wie die Generalsynode den Versuch dazu gemacht hat, zur Zeit eine Unmöglichkeit sei. Aber je mehr er dies anerkannte, desto klarer trat der Unionsgedanke in seiner ursprünglichen Reinheit wiederum hervor: der Gedanke einer einheitlichen evangelischen Kirche, die, bei aller Schonung und Pflege der confessionellen Sondereigenthümlichkeiten im Einzelnen, doch auf dem einen Glaubensgrunde reformatorischer Wahrheit sich aufbaut. Er hat für diesen Gedanken, unter wechselnden kirchlichen Strömungen, im Kampfe mit Mißverständnissen zur Rechten und zur Linken, seine Kraft eingesetzt; zulezt mit einem sichtbaren, noch von ihm selbst erlebten Erfolg. Wenn die Union in dieser positiven Auffassung mehr und

mehr im kirchlichen Bewußtsein sich Bahn gebrochen hat, und wenn es in Folge dessen gelungen ist, die einst so klaffenden Gegensätze zu mildern und die Vertreter der Confession und der Union einander näher zu bringen, so stehen wir nicht an, in diesem Resultat eine Geistesernte zu erblicken, in der durch Gottes Gnade vornehmlich die von Julius Müller ausgestreuten Samenkörner zum Segen der Kirche aufgegangen sind.

Aber auch sonst blieb sein Blick, bei aller Vielseitigkeit der literarischen Arbeiten, dem kirchlichen Leben und dessen praktischen Interessen zugewendet, zumal seit 1848. Die revolutionären Stürme jenes Jahres hatten mit den Grundfesten des Thrones zugleich auch den Altar schwer bedroht. Müller, nach seiner politischen Stellung ein erklärter Gegner des Liberalismus und dem modernen Constitutionalismus abhold, empfand die Irrgänge jener Zeit um so schmerzlicher, da ihn die innigste Sympathie an Friedrich Wilhelm IV. fesselte; aber seine Eigenart erlaubte es ihm nicht, in die politische Bewegung activ mit einzugreifen. Desto ernster erfüllte ihn die Sorge um die Landeskirche, die sich plötzlich in die Hände eines parlamentarisch beeinflussten Ministeriums übergeben sah. Da gab es Momente für ihn, wo er die Möglichkeit ins Auge faßte, „in irgend einer Freikirche, etwa als Director eines Predigerseminars, sein Leben zu beschließen“. Denn er hätte noch lieber in einer Secte sein Heil gesucht, als in einer durch den „Nationalwillen“ beherrschten, aus Urwahlen herauf sich organisirenden Massenkirche. Inzwischen begannen jedoch aller Orten die kirchlich-conservativen Kräfte in eben dem Maße sich aufzu-

raffen, als die geordneten Gewalten princip= und steuer= los vom Strom sich treiben ließen. Das erste, ver= heißungsvolle Zeichen dieser kirchlichen Erhebung wird vielen unserer Leser noch in Erinnerung sein: der Wittenberger Kirchentag, September 1848; vielleicht auch das Beugniß, mit welchem Müller hier — die Debatte eröffnend — für die Freiheit der Kirche, für ihre Selbstverwaltung und, wenn es nicht anders sein könne, für ihre Lossagung von einem atheistischen Staat, seine Stimme erhob. Auf einem dieser Kirchentage auch war es, wo er — nicht lange vor seiner Er= krankung — in einer großen Sache noch einmal der Kirche das Gewissen schärfen durfte: mit seinem Referat über die Wiedertrauung geschiedener Personen, Frankfurt 1854.

Bereits als Pfarrer in Schönbrunn hatte er in einem von der Evangelischen Kirchenzeitung veröffent= lichten Aufsatz (1829) den grellen Widerspruch aufge= deckt, in welchem die kirchliche Praxis: geschiedene Per= sonen ohne Unterschied zur anderweitigen Trauung zu= zulassen, sich mit den klaren Aussprüchen des H. Ern befinde. Der Aufsatz blieb wenigstens nicht ganz ohne praktische Folgen; in Tübingen z. B. gab sich in Folge desselben eine Anzahl württembergischer Geistlichen das Versprechen, in Zukunft jeden solchen Fall nach bib= lischen Grundsätzen zu behandeln. In Preußen da= gegen beschränkte sich das Resultat zunächst auf eine ernste amtliche Rüge für die Veröffentlichung eines so „staatsgefährlichen“ Artikels. Im übrigen ruhte die Sache lange Zeit, — nur durch ganz vereinzelte Fälle von Trauungsverweigerungen unterbrochen —, bis sie seit Mitte der vierziger Jahre erst lebhafter die Ge=

müther zu beschäftigen begann und endlich durch Müllers Referat in Frankfurt zu einer allgemeinen Ehrensache der Kirche wurde. Denn hier brach die Erkenntniß sich Bahn: daß das neue Testament die Ehescheidung selbst zwar nicht unbedingt verbietet, sie auch nicht einmal an bestimmte Bedingungen knüpft, die Festsetzung darüber vielmehr der Gesetzgebung stillschweigend überläßt; — daß dasselbe jedoch eine Wiederverheichung den Christen nur in gewissen Scheidungsfällen erlaubt, und daß daher die Kirche ihren Trauungssegen nur da ertheilen darf, wo diese Fälle wirklich vorliegen. Daraus ergab sich allerdings die „staatsgefährliche“ Möglichkeit: daß die Kirche unter Umständen die Trauung da verweigere, wo sie der Staat genehmigt. Der Kirchentag wich indeß auch vor dieser Consequenz nicht zurück; man beschloß, nach eben diesen Grundsätzen nun auch zu handeln; und so allgemein, so tiefgehend war die Gewissensregung, daß sich das Kirchenregiment nach kurzer Zeit gezwungen sah, die Sache seinerseits auch amtlich in die Hand zu nehmen und hinfort jeden einzelnen Wiedertrauungsfall von der Prüfung und Genehmigung der geistlichen Oberen abhängig zu machen. Die weiteren Stadien in denen die Bewegung verlaufen, gehören nicht in den Rahmen dieses Lebensbildes. Für ihren geistigen Urheber aber ist sie nach zwei Seiten hin bezeichnend: einmal für den unbeugsamen Ernst, mit dem er unter Gottes Wort sich stellte; sodann als ein abermaliges Symptom der Grundanschauung, die ihn so ganz beherrschte: daß nämlich die Sphären des kirchlichen und des staatlichen Handelns, so sehr sie einander auch fordern und ergänzen,

doch streng und klar geschieden bleiben müssen, — beides zum Heil der Kirche und zum Wohl des Staates.

Unsere Betrachtung hat uns bis an den Punkt geführt, wo dieses gottgesegnete Leben zum Niedergang sich neigte, — seit der Erkrankung im Jahre 1856; wo sein hoher Geist in dunklen, mehr als zwanzigjährigen Demüthigungswegen den Glauben bewähren und an dem Worte lernen sollte: „Laß Dir an meiner Gnade genügen.“ Schon früher war eine neue, schwere Prüfung über ihn verhängt, deren wir nachholend zu gedenken haben. Er hatte in Elisabeth, Tochter des Senators Klugkist in Bremen, einer Schwägerin seines Freundes Huber, den Ersatz für die Lücke gefunden, die der Verlust der ersten Gattin in sein Leben gerissen; eine edle, hochgesinnte Frau, der es bei ihrer seltenen Geistes- und Gemüthsanlage verliehen war, empfangend und gebend sein innerstes Leben zu bereichern und Freude um ihn her zu verbreiten. Nur ein Sonnenschein kurzer Jahre! Sie hatte ihm drei Kinder geschenkt, als sie, das letztgeborene mit dem eignen Leben bezahlend, schnell dahinwelkte, fast schmerzlos, dem Tod entgegen: als ginge sie zum Abendmahl des Herrn. Diese Heimsuchung traf ihn ins innerste Mark; verschmerzt hat er sie nie, und es vergingen Jahre, bis er die Kraft gefunden, die Geister der Schwermuth zu bannen, die ihn mit ihren dunklen Fittigen umgaben. Erst über dem frisch aufblühenden Leben seiner Kinder und mit den wachsenden Aufgaben, die ihre Erziehung und Ausbildung an ihn stellte, kehrte ihm allmählich

der Lebensmuth, dem Hause der Frohsinn vergangener Zeiten wieder. Wie tief er auch die Vereinsamung für sich selber fühlen mochte, — ihnen sollte doch, wie an der treuen väterlichen Leitung, so an Jugendfreude, an geistiger Anregung nichts mangeln. Und in der That, wie viel konnten sie auch nach der Seite hin von ihm empfangen! Wer einen flüchtigen Blick nur in Müllers Schriften geworfen hat, wird von der Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen einen Eindruck bekommen; aber in welchem Maße er an dem gesammten Geisteserbe der Nation theilnahm und sich damit durchdrungen hatte, trat erst beim persönlichen Verkehr mit ihm hervor; nicht nur in der umfassenden Belesenheit, in dem sicheren ästhetischen Urtheil, das ihn leitete, sondern mehr noch in der lebendigen, begeisterten Hingebung, mit der er das wahrhaft Edle und Schöne in diesen Schätzen genießen konnte. Zumal, wenn die alten Lieblinge: die Säng^{er} der Romantik ihn in ihren Zauberkreis zogen. Es war etwas Verwandtes in ihm, dasselbe was ihn einst schon an Steffens gefesselt und was sich mit dieser Poesie so innig berührte. Die tiefen Klagetöne, die sie der seufzenden, nach Freiheit ringenden Natur in ihrem Innern abgelauscht, klangen in seiner Seele wieder. Und doch fand gerade auch der Contrast, mit dem sich die Thorheiten der Menschen von diesem tragischen Hintergrunde abheben, bei ihm das feinste Verständniß. Man mußte ihn lesen hören! wie sich Shakespeares unsterbliche Gestalten, in Humor und Ernst, vor seinem Geist verkörperten. Dann wieder konnte er sich sinnend, träumerisch in die Tonwelt der großen Meister versenken. Hier hatte Beethoven vor allen es ihm angethan; es war überraschend,

wie er, obwohl in der Musik nur Laie, doch in der Seele des wunderbaren Magus zu lesen verstand, wie sich in diesen melancholischen Adagios das Sehnen und Suchen nach des Menschenrathsels Lösung ihm ahnungsvoll erschloß. So gestalteten sich die Abende des Hauses zu Feierstunden voll Würze und Wohl laut, wo er den Seinen ganz gehörte, jugendlich froh, ja aufgeräumt inmitten der frischen, fröhlichen Kinderschaar, — bis sich die Wolke auf sein Leben legte, die dieses Haus für immer überschatten sollte.

Der angestregten Geistesarbeit vermochte seine zarte Natur nicht lange mehr das Gleichgewicht zu halten. Schon in früheren Jahren hatten sich leichtere apoplektische Erscheinungen bei ihm eingestellt. Am 1. März 1856 traf ihn ein Schlaganfall, der seine Sprache hemmte und auch seinem Geist eine Fessel anlegte. Er hat seitdem die volle Freiheit und Frische nie wieder erlangt. Ein Schriftgelehrter, zum Himmelreich gelehrt, hat er aus seinem reichen Schatz, noch mehr als zwei Jahrzehnte lang, austheilen dürfen was er besaß, für große Schaaren von Jünglingen zu einem Gewinn, der fast an die früheren Zeiten heranreichte; aber die Freiheit der geistigen Bewegung, die zu dem Alten Neues aus dem Schatz hervorträgt, die schaffende Kraft blieb ihm versagt. Sein akademisches Leben vereinsamte je länger je mehr; — und doch nur, daß der goldene Kern des verborgenen Lebens um so heller hindurchschien! Aus jenen Tagen, wo ihn der himmlische Schmelzer in Seine Hand genommen, liegt ein Brief vor uns, der dem Schwergeprüften diesen Weg Gottes deutete, und den wir als ein kostbares Vermächtniß ächter Freundesliebe unsern Lesern nicht vorenthalten

mögen. Tholuck schrieb an ihn: „Theuerster Bruder im HErrn! Wie tief haben mir Deine Worte das Herz bewegt. Daß Dein strahlender Geist, der Stern Halle's, hat diese Hülle sich müssen überwerfen lassen, ist eine meiner schmerzlichsten Lebenserfahrungen; und doch weißt Du schon jetzt das Warum, — daß Ein Edelstein in Deine Krone eingefügt würde, ohne den sie vor Gott doch keinen Glanz gehabt hätte: der leuchtet jetzt im Verborgenen herrlicher, als was Menschen je an Dir bewundert. — Was mein sogenanntes Wirken betrifft, so habe ich es ja nie anders, denn als einen höheren Naturproceß ansehen können. Diese innere Nöthigung war es, die mich einst an Deine Seite führte, weil ich ein Wort an Dich hatte. Daß wir dann auch als Lehrer neben einander standen, war ein Band des Ineinanderwirkens, — Du als der aristokratische, ich als der demokratische Professor, — wie es selten vorkommen wird. — Laß uns, in Demuth das Haupt gebeugt, in Liebe die Herzen verbunden, zusammenwandeln bis zu dem, so Gott will, baldigen Ende!“ —

So haben sie, Hand in Hand, gestritten, gelitten und vollendet, die beiden, als wäre von ihnen das Wort gesagt: „Er sandte sie je Zween und Zween, und gab ihnen Macht über die bösen Geister.“ Freilich in wieviel Geduld noch geübt, sie Beide! Auch in Müller's Leben kamen Zeiten, wo er selbst und die Seinen sich bange fragten, ob nicht dies Leiden sich zur Annichtung des Geistes steigern und darin enden werde? Aber der HErr wollte dies Schwerste in Gnaden abwenden und ihn wegraffen vor dem Unglück. Wie schwer auch gehemmt, hat doch der theure Mann mit

der gebrochenen Kraft sein Amt ausrichten können, bis seine Stunde kam; und gerade in dieser Gebundenheit trat uns die anspruchslose Demuth und die ihm eigene irenische Milde seines Charakters um so herzbewegender entgegen. Er hatte, nach dreiundfünfzigjähriger Arbeit, den Entschluß gefaßt, sich Gottes Willen folgend zur Ruhe zurückzuziehen, als ein akutes Leiden ihn plötzlich auf das Krankenlager warf und nach wenigen aber schmerzvollen Tagen sein müdes Leben endete. In der Morgenstunde des 27. September brach ihm sein ewiger Morgen an.

Wir aber nehmen von diesem Leben Abschied, mit Lob und Dank vor dem HErrn, der Seiner Kirche solche Lehrer giebt. Und in diesem Lob verflinge jeder andere Ruhm, bei dem Gedächtniß eines Mannes, dessen ganzes Leben ein Siegel auf das Wort gewesen:

„Es sei aber fern von mir, rühmen,
denn allein von dem Kreuze unseres
HErrn Iesu Christi!“



Bei C. Ed. Müller in Bremen erschienen:

Dogmatische Abhandlungen.

Von

D. Julius Müller.

Broch. *Nr.* 9. —

Zum Gedächtniss an D. Julius Müller.

Reden an seinem Sarge und an seinem Grabe

am 30. September 1878

gehalten von

**D. Leop. Schulze, Prof. D. Ed. Niehm
und D. Rud. Kögel.**

Broch. 60 *S.*

Portrait

von

D. Julius Müller,

weil. Consistorialrath und ord. Professor der Theologie zu Halle a. d. S.

Gezeichnet und lithographirt

von

Otto Speckter.

Gr. = Fol. Preis 2 *Nr.* —

Bei Julius Fricke in Halle a/S. erschien:

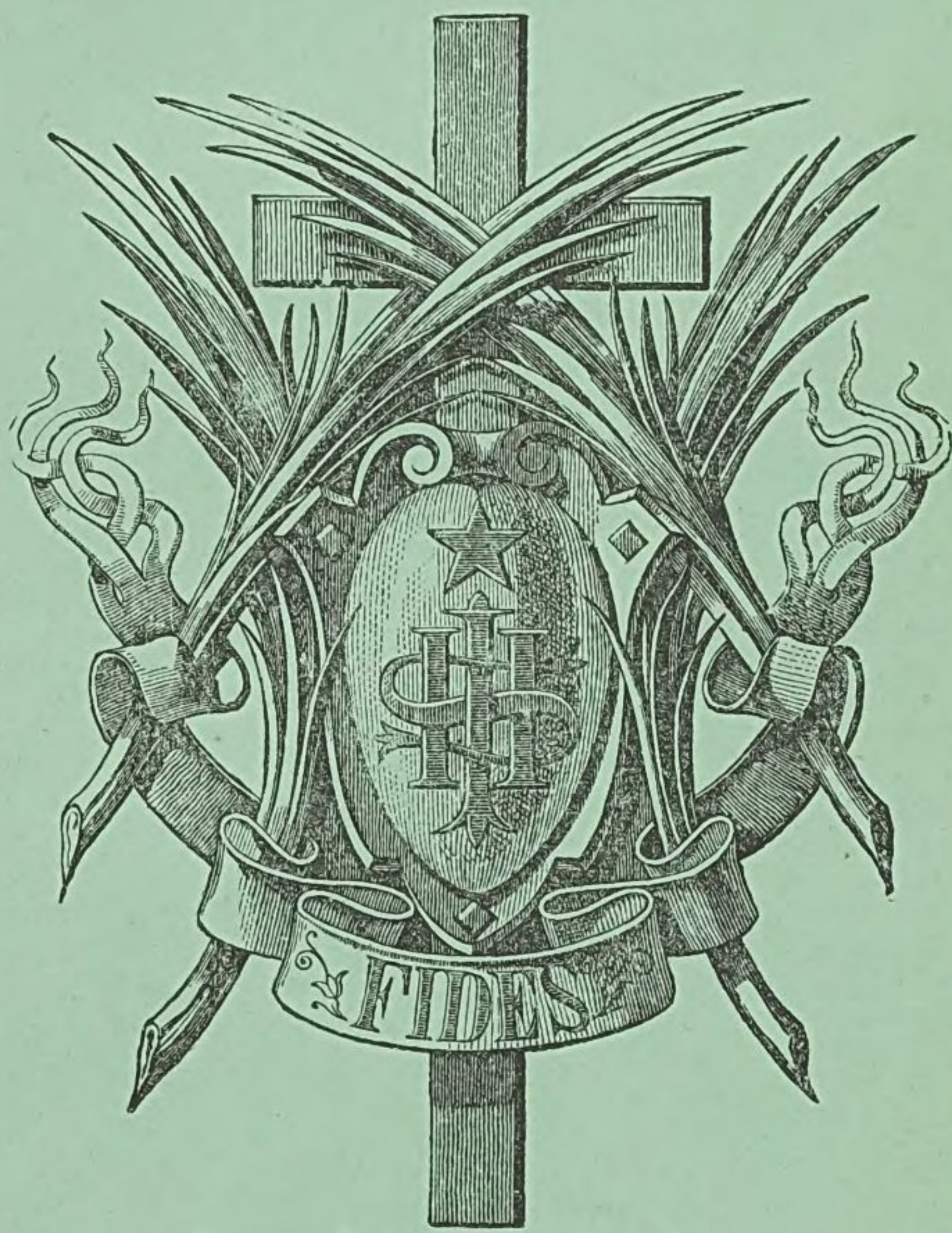
D. Julius Müller

der Hallische Dogmatiker.

Von

D. A. Kähler.

Broch. 50 *S.*





Schultze, Leopold,

D. Julius Müller

Bremen 1879

Biogr. 826 s

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11387089-7